

Die schönsten Märchen aus Irland



Ob von der Prinzessin, die den König retten muss, oder vom Trunkenbold, der den Elfen begegnet, ob von neckischen Kobolden im Weinkeller oder von kleinen Leuten, die das große Glück und Reichtum suchen: Die Märchen Irlands entführen in eine fremde und doch vertraute Welt voller wundersamer Gestalten und Geschehnisse. Eine Auswahl der schönsten irischen Märchen lädt dazu ein, die Erzählkunst eines Landes zu entdecken, das einen der größten europäischen Schätze an Märchen und sagenhaften Erzählungen bereithält.

Die schönsten
Märchen aus
Irland

RECLAM 

Inhalt

Von großen Helden der Vorzeit

- Fionns Jugend 11
- Die Königin von Sciana Breaca 13
- Conan in Ceash 16
- Oisins Jugend 18
- Diarmuid und Grainne 21
- Oisins Greisenalter 34

Von geheimnisvollen Elfen

- Die verwandelten Elfen 39
- Jim Doyle im Elfenpalast 45
- Die Brauerei von Eierschalen 46
- Fingerhütchen 50
- Das weiße Kalb 57

Von Drachen, Riesen und Kobolden

- Die Legende von Loch na Piasta 65
- Fann Mac Cuil und der schottische Riese 67
- Der Mann in dem Ziegenfelle 70
- Das Feld mit Hagebuchen 77
- Der Schuhmacher 81
- Der verwünschte Keller 85
- Die Flasche 93
- Herr und Diener 104

Von Glück und Zaubermelodien

- Die Wundermelodie 115
- Die Nixe von Gollerus 118
- Die goldene Schlafnadel 122
- Königliche Lehren 126
- Jack und seine Kameraden 129
- Die drei Schwestern 137
- Die dankbaren Tiere 140
- Jack der Herr und Jack der Knecht 146

Von verwunschenen Königen

Der König mit den Pferdeohren 155

Der kluge Baumeister 160

Der braune Bär von Norwegen 163

Der Königssohn in Erin und der König der
Grünen Insel 170

Die böse Stiefmutter 185

Der Tribut des Königs O'Toole 190

Gearoidh Jarla 197

Zu dieser Ausgabe 203

Verzeichnis der Texte und Druckvorlagen 204



Von großen Helden der Vorzeit

Der siegreiche Cumall hatte einen Sohn,
Finn, blutrünstig, mit scharfen Waffen:
Finn und Goll, groß war ihr Ruhm,
Gewaltig führten sie Krieg.

Ancient Irish Tales

Fionns Jugend

Die edle Bodhmall hatte sich mit einer weisen Frau namens Liath Luachra¹ in eine Höhle geflüchtet, um sich dort ungestört der Erziehung des Sohnes von Cumhaill zu widmen. Sie gab ihm den Namen Deimne, und als er sich in den Jünglingsjahren befand, ging sie zuweilen mit ihm nach Tara, damit er sich an den Kriegsspielen der Edelknappen erfreue.

Als er nun eines Tages selber daran teilnahm und wegen seiner Gewandtheit und Stärke die Augen aller auf sich zog, fragte der König seine Mutter²: »Wie heißt dieser *Paustha Fionn*³?«

»Ich danke dir, König der hundert Schlachten, für den Namen, den du ihm gegeben hast«, erwiderte die Mutter, »er ist Fionn und soll auch Fionn bleiben!«

»Bei meiner Ehre«, sprach einer der Knappen, »dies ist der Sohn von Cumhaill; versichert Euch seiner Person!«

Doch kaum hatte er ausgesprochen, so war Bodhmall mit ihrem Sohne auf und davon.

Darnach ward er unter seinem alten Namen Deimne zum Druiden Fionn geschickt, um Weisheit zu lernen. Dieser Gelehrte hatte sich nun zur Aufgabe gemacht, den »Lachs der Wissenschaft« zu fangen, damit er die Gabe der Allwissenheit erhalte. Seine Schüler hatten daher den Auftrag erhalten, Lachse zu fangen; doch war es keinem erlaubt, davon zu kosten, wenn sie gebacken waren. Nun bemerkte Deimne einstmals eine auffällige Blase an der linken Seite eines Fisches; er drückte sie mit dem Finger auf und kostete von der Flüssigkeit darin und augenblicklich erfuhr er, was

1 Schreibweise der Namen variiert je nach Vorlage

2 Bodhmall ist Deimnes/Fionns Tante

3 »Schöner Jüngling«

an den Höfen von Tara, Naas und Emania vorging. Dies teilte er dem Druiden mit.

»Wie ist dies möglich?«, sagte der erstaunte Druide, »ich weiß doch gewiss, dass nur einem Fionn der ›Lachs der Wissenschaft‹ kenntlich gemacht wird!«

»Da hast du recht; der König der hundert Schlachten hat mir den Namen Fionn selber gegeben!«

»Das Schicksal ist gegen mich!«, seufzte der Druide. »Da es aber einmal nicht anders ist, so will ich dir auch meinen Rat nicht vorenthalten. Suche vorläufig nicht in die Nähe des *Ard-Righ*⁴ zu kommen; warte ruhig eine gute Gelegenheit ab und teile ihm dann mit, mit welcher edlen Gabe du beschenkt worden bist. Er wird sich freuen, dich zum Befehlshaber aller Fianna⁵ ernennen zu können.«

4 Hochkönig von Irland

5 Kriegerverbände der irischen Sagen

Die Königin von Sciana Breaca

Fionn, der Sohn Cumhaills, hatte sich eines Tages verirrt und war auf einen großen Wiesenplan gekommen, auf dem er die zwölf Söhne von Bawr Sculloge Ball spielen sah. Sobald diese ihn sahen, liefen sie ihm entgegen und begrüßten ihn als den Beschützer der Unterdrückten und als Verteidiger der Insel gegen die Fremden und luden ihn ein mitzuspielen.

Als das erste Spiel, bei dem sich Fionn durch seine erstaunliche Geschicklichkeit ausgezeichnet hatte, vorbei war, trat ein fremder Mann, der in einem Boote gekommen war, vor den Sohn Cumhaills und sprach:

»Die Königin von Sciana Breaca lädt dich durch mich ein, sie auf ihrer Insel zu besuchen. Sie wird von der Hexe Chluas Haistig¹ verfolgt und es ist ihr geraten worden, dich um Hilfe anzusprechen.«

»Da wendet sie sich vielleicht an den Unrechten«, erwiderte Fionn, »dadurch, dass ich den ›Lachs der Wissenschaft‹ aß, habe ich zwar die Gabe der Allwissenheit erhalten, aber nicht die Kraft, gegen die Stärke einer Hexe ankämpfen zu können.«

»Zögere nicht«, sprach darauf der älteste Sohn von Bawr Sculloge zu ihm, »meine beiden Brüder, Bechunach und Chluas Guillin, und ich werden dich begleiten; wir sind schon länger als einen Tag auf der Welt!«

Nun brach Fionn zwei Zweige von einem Haselstrauche ab und als sie ans Ufer kamen, ward aus dem einen ein Boot und aus dem andern ein Mast. Ein günstiger Wind trieb sie schnell nach der Insel der Königin, wo sie sehr freundlich aufgenommen wurden.

1 ›Flachhohr‹

»Ich hatte zwei schöne Kinder«, sprach sie, »und sobald jedes seinen zweiten Geburtstag feierte, ward es krank und wurde in der dritten Nacht von der bösen Zauberin Chluas Haistig geholt. Mein Jüngstes ist jetzt gerade ein Jahr alt und seit zwei Tagen unwohl; sicherlich wird die Hexe diese Nacht kommen und es holen, wenn Ihr mir nicht helft.«

Als es Abend ward, gingen Fionn und die drei Brüder in das Schlafzimmer des kranken Kindes; Grunne Ceanavaltha² (der älteste) und Bechunach spielten Schach, Chluas Guillin hielt Wache und Fionn ließ sich auf das Sofa nieder und schlief allmählich ein. Bald überlief es den Wächter kalt und das Kind fing an ängstlich zu jammern. Ein langer, magerer, mit rauen Haaren bewachsener Arm kam durch den Kamin; die Brüder fuhren vor Schreck auf und nur Chluas Guillin hatte den Mut zuzugreifen. Die Hexe wehrte sich verzweifelt; doch er hielt sie fest und zog sie in das Zimmer. Dann fiel er erschöpft nieder; doch ehe ihm die andern zu Hilfe gekommen waren, war die Zauberin mit dem Kinde verschwunden.

»Grunne«, rief Chluas, »nimm Bogen und Pfeile und lass sie uns verfolgen!«

Gleich eilten sie fort, sprangen in ihr Boot und fuhren dem verzauberten Schlosse der Hexe zu. Es schien aus Eisen gebaut zu sein und eine blaue Flamme umkreiste es beständig mit Blitzesschnelle. Als sie ans Ufer traten, murmelte Chluas einige Zauberformeln vor sich hin und bat seine Schutzgeister, die Hexe in tiefen Schlaf fallen und die Flamme stillstehen zu lassen. Sein Wunsch wurde augenblicklich erfüllt und Bechunach warf seine mit einem Haken versehene Strickleiter auf das Dach, woselbst sie auch hängen blieb. Mit der Gewandtheit einer wilden Katze kletterte er

2 ›Bärtiger Jüngling‹

hinauf und sah durch eine Öffnung, wie die Zauberin aus einer klaffenden Wunde blutend am Boden lag und wie die drei Kinder neben ihr saßen und weinten. Er ließ sich ins Zimmer hinab, holte die Kinder und reichte eins nach dem andern seinen Gefährten, die sie in das Boot trugen. Dann kletterte Chluas wieder die Leiter hinunter und stieg ins Boot; kaum hatte er es jedoch betreten, da verließ die Hexe der Zauber und sie eilte unter schrecklichem Geheul ans Ufer, sprang in ihr Boot und ruderte den waghalsigen Abenteurern nach. »Nimm den Bogen zur Hand«, sprach Chluas zu Grunne; dieser zog die Sehne an und im nächsten Augenblicke tat das Schifflein der Hexe einen Krach und sank mit ihr in die Tiefe. Eine bläuliche Flamme bezeichnete noch lange darnach die betreffende Stelle.

Die Kinder wurden der Königin überliefert und Fionn blieb mit seinen Gefährten noch drei Monate in ihrem Schlosse.

Conan in Ceash

Als sich Fionn und seine Leute eines Tages auf der Jagd befanden, wurden sie von einem Zwerge eingeladen, mit ihm in seine Hütte zu gehen. Trotzdem sie wussten, dass ihm nicht zu trauen war, gingen sie doch mit, da es ihr Grundsatz war, keiner Gefahr auszuweichen. Sie aßen und tranken bis zum Abend und dann wies der Zwerg jedem ein besonderes Schlafzimmer an. Kaum hatte sich Fionn niedergelegt, da ward es auf einmal ganz hell um ihn her und eine Fee von blendender Schönheit fuhr in einem von winzig kleinen Pferden gezogenen Wagen vor sein Bett. Sie bat ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, doch mit ihr nach ihrem Palaste zu fahren; aber er hatte noch Besinnung genug, um seinen Daumen zwischen die Zähne zu halten, wonach er eine alte runzlige Frau auf einem plumpen Bauernkarren vor sich sah. Darnach wandte er sein Gesicht gegen die Wand, setzte sein Waldhorn an den Mund und zeigte durch einige Töne seinen Gefährten an, dass es nicht ganz geheuer sei.

Fergus, Caeilte, Diarmuid, Oisin, Luacha, Goll und Conan hatten darauf dieselbe Erscheinung und nur der Letztere war unvorsichtig genug, in den Wagen der Fee zu steigen. Aber dieser Wagen schien keinen Boden zu haben, denn Conan sank in einen tiefen Brunnen, der voll siedenden Wassers war. Glücklicherweise hielt er sich noch an einem Querbalken fest und schrie so laut um Hilfe, dass man es von Ceash (in Sligo) bis nach Inis na Gloria hören konnte. Gleich darauf eilten seine Kameraden herbei und fanden ihn zu ihrem größten Erstaunen auf einer großen Fleischgabel, die über dem breiten Kochkessel lag, festgeklammert. Sie erlösten ihn gleich aus seiner unangenehmen Lage und sagten ihm, er möge künftighin vorsichtiger sein.

Conan legte sich wieder in sein Bett und gleich darnach

hatte er dieselbe bezaubernde Erscheinung wieder. Diesmal wartete er einige Minuten, aber länger konnte er es nicht aushalten; er sprang wieder in den Wagen und gleich darnach befand er sich in einem dunklen Walde, wo ihn ein wildes Tier zu Boden riss und ihn am Munde packte. Conan schrie, so laut er konnte, und in der nächsten Minute standen die anderen Ritter lachend um ihn herum und zeigten auf die Katze, die ihn am Schnurrbart gelect hatte.

Conan kroch zum dritten Male in sein Bett zurück und seine Kameraden ließen ihn allein. Aber es dauerte nicht lange, da schrie er wieder, als säße ihm das Messer an der Kehle.

»Unglückssohn!«, schrie Fionn. »Was ist nun wieder mit dir los?«

»Sohn Cumhails, kaue am Daumen, denn die schrecklichsten Mutterwehen haben mich überkommen!«

Fionn streckte den Daumen in den Mund und sah darauf den Zauberer in einer entlegenen Zelle sitzen. Gleich eilte er mit seinen Leuten zu ihm, setzte ihm sein Messer auf die Brust und drohte, ihn zu erstechen, wenn er Conan nicht augenblicklich erlöse.

Stillschweigend zog der Zwerg ein Fläschchen aus seiner Brusttasche und gab es Fionn. Dieser schickte Oisin damit zum kranken Conan und blieb selber zurück. Ein gellendes Gelächter verkündete bald seine Befreiung. Conan lag still und traurig auf seinem Bette und hatte einen Kopf so rot wie der Vollmond. Er wurde weidlich ausgelacht; doch um weitere Unannehmlichkeiten zu vermeiden, verließ Fionn mit seinen Gefährten das Haus des Zauberers.

Seit jener Zeit sagte man jedem, der auf die Wanderschaft geht: »Mögest du glücklicher sein als Conan in Ceash!«

Oisins Jugend

Als die Fianna¹ eines Tages auf der Jagd waren, lief auf einmal ein schnellfüßiges Reh an ihnen vorbei, dem sie lange, jedoch vergebens, nachsetzten. Einer nach dem andern gab die Verfolgung als nutzlos auf und zuletzt jagte nur noch Fionn mit seinen Hunden hinter ihm her. Wie das Reh dies bemerkte, hielt es plötzlich ein und legte sich ruhig in das Gras. Bald hatten es die Hunde eingeholt, aber statt es zu fassen, legten sie sich neben es und leckten ihm zärtlich das Gesicht.

Ein solches Tier zu töten, schien Fionn eine Sünde und er beschloss, es mit nach Hause zu nehmen, wohin es ihm auch willig folgte. Als er nun am Abend allein in seinem Zimmer war, trat eine reichgekleidete Frau vor ihn und sagte: »Ich bin das Reh, das du heute verjagt hast; weil ich die Liebe des Druiden Fear Doirche zurückwies, verurteilte er mich, drei Jahre lang in Rehgestalt in den Wäldern zu leben; doch teilte mir sein mitleidiger Diener mit, dass ich erlöst würde, sobald ich ins Gebiet des Fürsten von Almuin käme. Ich stellte daher meine Flucht ein, als ich mich nur von deinen Hunden Brann und Sceolung verfolgt sah, denn ich wusste sehr gut, dass sie das Gemüt und den Verstand eines edlen Menschen besitzen und mir kein Leid zufügten.«

In den folgenden Monaten ging Fionn weder auf die Jagd noch in den Krieg, sondern lebte nur für die gerettete Prinzessin. Nun geschah es aber, dass die *Loch-Leannach*² in sein Land einfielen und er mit den Fianna gezwungen war, gegen dieselben zu ziehen. Nach einer Woche war der Friede wieder hergestellt und Fionn konnte wieder nach Hause

1 Kriegerverbände der irischen Sagen

2 ›Skandinavier«

eilen; doch als er in der Nähe seiner Burg war, kamen ihm seine Diener weinend entgegen und begrüßten ihn mit halblauter Stimme.

»Warum kommt denn die Blume des Landes, meine Prinzessin, nicht?«, fragte er.

»Tadle uns nicht, edler Herr«, antworteten sie, »als du die Streitaxt gegen die weißen Eindringlinge schwangst, erschien auf einmal dein Bild und das deiner beiden Hunde hier auf dem Hügel und wir vernahmen den Ton deines Zauberhorns Dord Fionn. Die gute Saav sprang augenblicklich auf dich; »meinen Beschützer, den Vater meines ungeborenen Kindes muss ich sehen!«, rief sie. Sie stürzte sich in die Arme des Luftgebildes; aber mit einem herzerreißenden Schrei flog sie wieder zurück und die Gestalt schlug sie mit einer Haselgerte. In demselben Augenblicke stand ein schlankes Reh an ihrer Stelle, das von den beiden Hunden den Berg hinabgetrieben wurde. Mehrmals versuchte es umzukehren, aber jedes Mal fassten es die Hunde am Halse und zogen es mit Gewalt fort. Wir waren nicht müßig dabei, doch als wir unsere Waffen geholt hatten, waren Zauberer, Reh und Hunde verschwunden.«

Fionn warf verzweifelnd seinen Schild zur Erde und stierte wild vor sich hin. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, in sein Gemach und ließ sich nicht vor dem nächsten Tage sehen.

Sieben Jahre lang durchsuchte er ganz Erin nach der geliebten Saav, aber nirgends war eine Spur von ihr zu entdecken.

Im achten Jahre geschah es, dass seine Hunde auf der Jagd ein kleines Gebüsch umzingelten und durch ihr Bellen anzeigten, dass sie etwas ganz Besonderes gefunden hatten. Fionn eilte herbei und fand einen kleinen, schwarzhaarigen Knaben, an dem Brann und Sceoluing freudig hinaufspran-

gen. Sein Gesicht war das der geliebten Saav und auch aus seinem scheinbaren Alter schien hervorzugehen, dass er ihr Sohn sei. Fionn nahm ihn mit nach Hause, und als er groß geworden war und ordentlich sprechen gelernt hatte, erzählte er Folgendes:

»Ich und eine Hirschkuh, die mich zärtlich liebte, lebten in einem großen Garten, der mit einem hohen eisernen Zaune umgeben war. Von Zeit zu Zeit kam ein schwarzer Mann zu ihr und sprach zuweilen in zärtlichem und auch sehr häufig in grobem Tone mit ihr; aber was er sagte, konnte ich nicht verstehen. Er verließ sie stets sehr missmutig. Sie versuchte häufig mit mir zu entfliehen, aber es gelang ihr nicht. Bei seinem letzten Besuche schlug er sie mit einer Haselgerte, wonach sie ihm willenlos folgte. Ich wollte ihr nacheilen, aber ich war noch zu schwach, um zehn Schritte gehen zu können. Tag und Nacht suchte und schrie ich nach ihr und wenn mich die Hunde nicht aufgefunden hätten, wäre ich sicher den Hungertod gestorben.«

Der Knabe erhielt den Namen Oisín und ward späterhin der berühmte Sänger der Taten der Fianna in Erin.

Diarmuid und Grainne

Wenn Fionn und die Fianna¹ auf Jagd und Fang aus waren, blieb gewöhnlich ein Mann der Fianna zur Bewachung des königlichen Haushalts zurück. An einem bestimmten Tage nun war es Diarmuid O'Duinn, der daheimblieb. Da es ein sehr schöner Tag war, gingen die Frauen zusammen an den See schwimmen. Hierbei ertrank eines der Weiber namens Sadhbh Eoghain. Die andern Frauen erhoben ein Klagegeschrei, und als Diarmuid ihr Gejammer vernahm, ging er selbst hin zu ihnen. Sie erzählten ihm, dass Sadhbh ertrunken wäre, und Diarmuid musste sich entkleiden, um das Weib aus dem Wasser zu holen. – Nun hatte Diarmuid auf seiner Brust einen Liebesfleck, und jedes Weib, das diesen erblickte, musste sich in ihn verlieben. – Grainne war Fionns Ehefrau, obwohl nicht seine erste. Sie befand sich unter den andern Frauen beim Schwimmen, und zufällig erblickte sie den Liebesfleck an dem entkleideten Diarmuid. Auf der Stelle verliebte sie sich in ihn, rief ihn beiseite und sagte, es wäre das Beste für ihn, mit ihr davonzugehen; Fionn sei zu alt, sie wolle nicht länger bei ihm bleiben. Diarmuid gab ihr zur Antwort, so etwas täte er nicht. »Ich verehere Fionn sehr«, sprach er, »und wenn ich mit dir entwiche, würde mir Fionn ewig zürnen.« Jedoch sie setzte ihm fortwährend zu und legte es ihm schließlich als heiligen Bann auf, mit ihr zu gehen. Diarmuid musste sich dem fügen, und sie machten sich auf den Weg. – »Nun also«, meinte Diarmuid, »wenn Fionn und die Fianna nach Hause kommen, sind wir beide davongelaufen und Sadhbh ist ertrunken. Das ist eine traurige Kunde, die sie erwartet. Ohne Zweifel

1 Kriegerverbände der irischen Sagen; in der Übersetzung von Tegethoff ursprünglich als »Fenier« wiedergegeben

werden sie erbittert sein und uns verfolgen. Und nicht lange, so haben sie uns eingeholt und schlugen uns dann den Kopf ab. Wenn du meinem Rate folgen wolltest, bliebest du zu Hause.« – Aber er konnte sie nicht von ihrem Vorhaben abbringen. »Ich will deine Ratschläge nicht«, gab sie ihm zur Antwort. »Lass uns aufbrechen! Sie werden bei unserer Verfolgung kein Glück haben.« »Weißt du denn nicht«, sprach Diarmuid, »dass Fionn, sobald er am Daumen kaut, herausbekommt, wo wir uns aufhalten?« »Nun«, sagte Grainne, »fülle einen Sack mit Seesand. Wahrscheinlich weiß Fionn dann nicht so bald über uns Bescheid, wie du annimmst.« Er füllte einen Sack mit Sand und machte sich mit Grainne auf den Weg. Den Sack trug er auf dem Rücken. – In ihrer Wanderung bogen sie bald von Süden ab und gingen, bis die Dämmerung hereinbrach. Sie waren an einen Waldrand gelangt. Grainne sagte zu Diarmuid, sie sei müde, und es wäre das Beste für sie, zu rasten, bis es Tag würde. Daraufhin legte Diarmuid den Sandsack ab, setzte sich nieder, seufzte schwer auf und sprach: »Besser wär's, im Königsgehöft des Fionn Mac Cumhaill zu weilen, als hier müde und hungrig.« – Nach einer Weile ging er in den Wald und erlegte ein Wild, kehrte zu Grainne zurück, sammelte Holz und machte ein Feuer an. Bald hatten sie das Wild geröstet und aßen sich an dem Braten satt. Danach nahm Diarmuid sein Schwert, ging hin, fasste einen Busch Binsen und hieb ihn ab, um für Grainne ein Lager zu bereiten. Er machte es hübsch und behaglich zurecht am Ufer eines Bächleins, das durch den Wald rieselte. Dann sagte er zu ihr: »Hier ist ein Lager für dich! Du kannst nun darin schlafen. Ich werde aufbleiben und wachen, damit uns die Verfolger nicht überraschen.« Grainne suchte ihr Lager auf und meinte zu Diarmuid: »Es wäre kein Schade, wenn du dich in dies Bett legtest, denn vor Tag ist keine Gefahr für uns.« »Nein«, versetz-

te Diarmuid, »du magst ruhig schlafen. Ich will hier am andern Ufer des Baches auf dem Sandsack wachbleiben.« – So geschah es denn. Um diese Zeit war Fionn mit den Fianna vom Jagdausflug zum Königsgehöft zurückgekehrt. Als sie von dem Unglück hörten, das sich inzwischen zugetragen hatte – nämlich, dass Grainne mit Diarmuid davongelaufen und Sadhbh ertrunken wäre –, ergriff den Fionn großer Zorn. Er befahl den Fianna, ihm unverzüglich Diarmuids Haupt herbeizuschaffen. Da antwortete Oisín und sprach: »Wo ist es zu holen?« »Man beschaffe es!«, sagte Fionn. Damit kaute er am Daumen und erfuhr: Grainne befand sich auf Binsin und Diarmuid auf Seesand. Als Fionn aus dem Daumenkauen erfahren hatte, dass Diarmuid und Grainne nicht beieinander weilten, verflog sein großer Zorn. Er meinte, ihre Verfolgung sei vor Tagesanbruch nicht nötig. – Am andern Morgen sammelte er sieben Schlachthäufen der diensthabenden Fianna. Diese suchten an der Küste entlang die Spur von Diarmuid, hatten aber damit kein Glück. Bei Sonnenaufgang rief Diarmuid Grainne zu: »Du hast gut geschlafen«, und fuhr fort: »Aber nun ist's Zeit für dich aufzustehen. Wir werden den Rest vom Wildbret verzehren und dann den Ort hier verlassen.« So geschah es. Als sie das Fleisch gegessen hatten, brachen sie wieder auf. Diarmuid trug den Sack auf seinem Rücken. Um die Mittagszeit durchwanderten sie ein feuchtes Moor, und Grainne sagte zu Diarmuid, er sollte sie doch auf seinem Rücken hindurchtragen, sie wäre schon sehr müde. Aber Diarmuid gab ihr zur Antwort, es wäre ihm nicht möglich. »Denn«, meinte er, »ich trage schon den Sack auf meinem Rücken, und das ist nicht wenig.« – Während ihres Zusammenseins fiel es Diarmuid nicht ein, Grainnes Ehre anzutasten. Er hatte zu große Achtung vor Fionn. Zwar reizte sie ihn oft genug. Als sie nun so dahinschritten, glitt Grainne mit dem

Fuße aus in einen Wasserpfuhl, und das Wasser spritzte ihr an die Beine. Als Diarmuid hinter sich ein Geräusch vernahm, blickte er sich um. In dem Augenblick trocknete sich Grainne die Füße. Da sagte sie: »Der Tropfen Wasser hat mehr Mut als Diarmuid!« Doch er beachtete ihre Worte nicht. – Im Laufe der Nacht gelangten sie an einen Ort, genannt ›Hirschtal‹. Diarmuid bereitete für Grainne ein Binsenger an einem Abhang des Tales. »Leg dich hierher!«, sagte er. »Ich will mir ein anderes Lager am andern Abhang gegenüber machen.« Das gefiel Grainne nicht, denn ihr fehlte ein Weg durchs Tal zu Diarmuid. Sie hatte gehofft, sie würden beide auf einer Seite bleiben. Aber darauf ging er nicht ein, sondern machte sich mit seinem Sandsack auf den Weg zur andern Seite des Tales. – Dort legte er sich in eine Felsenkluft und den Sandsack unter den Kopf. Um diese Zeit waren Fionns Mannen zurückgekehrt, ohne eine Kunde von Diarmuid und Grainne zu bringen. Fionn kaute abermals am Daumen und erfuhr dadurch, dass Diarmuid auf Seesand schlief, Grainne aber auf einem Binsenger. Fionn sagte zu seinen Leuten, sie müssten sich wieder aufmachen und gründlich längs der Küste suchen, Diarmuid weile dort, sie hätten ihn nur nicht ausfindig gemacht. Da zogen alle mit ihrer Hundemeute aus. Fionn selbst ging zu ihrer Begleitung mit. Als Grainne am andern Morgen aufgestanden war, ging sie hinüber auf die andere Seite vom Tal, um Diarmuid zu suchen und ihm vorzuklagen, dass sie hungrig sei und dass sie wohl nur noch kurze Zeit zusammen sein würden – dann müsse sie sterben. »Ich habe weder zu essen noch zu trinken von dir bekommen, und es reut mich, dass ich mit dir ging.« »Ich war's doch nicht, der da sagte, du solltest davonlaufen!«, sprach Diarmuid. »Ich gab dir guten Rat, ehe wir die Heimat verließen. Aber es ist ja ganz vergebens, eine törichte Frau von dem abzubringen,

was sie sich in den Kopf gesetzt hat. Nun ist nichts mehr zu machen. Trotz alledem – solange wir zusammen sind, sollst du nicht hungers sterben.« Damit wandte sich Diarmuid dem Berge zu, um Jagdwild für Grainne zu erlegen; denn satt sollte sie werden. Doch er hatte kein Glück bei der Jagd. Als er wieder ins Tal zu Grainne zurückwollte, begegnete ihm auf dem Wege ein kleines Weiblein. Das trug einen langen absonderlichen Mantel. So lang war er, dass er am Boden schleifte. Das Weib grüßte Diarmuid und fragte, was ihn in diese Gegend geführt habe. Er erzählte ihr die ganze Geschichte, wie sie sich zugetragen hatte, von Anfang an bis zu seiner erfolglosen Jagd, und klagte ihr, dass es ihm jetzt an Beute fehle und er nicht Grainnes Hunger stillen könne. Da antwortete das Weiblein und sprach: »Diarmuid O’Duinn, dich und Grainne soll nicht Durst oder Hunger quälen! Führe mich zu Grainne. Es steht in meiner Macht, Euch Gutes zu tun.« Sie gingen zusammen, bis sie in das Tal zu Grainne gelangten. Dort warf das kleine Weiblein den Mantel ab und breitete ihn am Abhang aus. Und plötzlich deckte er sich mit jeglicher Art Trank und Speise, wie es sich ein Mensch nur wünschen konnte. Sie aßen und tranken, bis sie ihren Hunger und Durst gestillt hatten. Nach der Mahlzeit bedankte sich Diarmuid herzlich bei dem Weiblein für die erwiesene Wohltat und bat sie, ihm ihren Namen zu nennen; denn er hoffte einmal Gelegenheit zu haben, auch ihr einen guten Dienst zu erweisen. Da erwiderte das kleine Weiblein: »Ich heiße die ›einfältige Frau‹, und, Diarmuid O’Duinn, ich kannte deine Mutter sehr gut. Als sie schwanger war, brachte sie einen großen Teil ihres Lebens draußen in den Wäldern zu. Denn sie war irre geworden. Und hätte ich sie nicht behütet, wäre sie oft in großer Gefahr vor den wilden Tieren des Waldes gewesen.« Hier hörte sie auf zu reden, nahm ihren Mantel um und verließ

sie alsobald. Diarmuid und Grainne verbrachten einen freundlichen Tag. Als die Nacht kam, gingen sie schlafen, ein jedes auf seiner Seite des Tales. – Als Diarmuid am Morgen aufgestanden war, rief er mit lauter Stimme über das Tal hin Grainne zu, sie solle ihm das Hemd waschen. Dabei stellte er sich an den Eingang der Felsenkluft, in der er geschlafen hatte, ergriff mit seiner Rechten das Hemd und schleuderte es mit einem geraden, geschickten Wurf hinüber zu Grainnes Lager. Sie erhob sich, nahm das Hemd und warf es Diarmuid wieder zurück. Dabei rief sie, er verdiene kein gewaschenes Hemd. Als Diarmuid das hörte, war er sehr erbost, packte einen Feldstein und schleuderte damit über das Tal hinweg nach Grainne. Der Stein flog an den Eingang der Felsenkluft, in der sich Grainne befand. Zum Glück traf er sie nicht. In dem Augenblick trat wieder die einfältige Frau zu Diarmuid und sprach: »Diarmuid O’Duinn, weshalb bist du so zornig?« »Ich habe Grund dazu«, gab er zur Antwort. »Ich sagte Grainne, sie sollte mir das Hemd waschen. Sie will es aber nicht tun, sondern sagt, ich verdiene kein gewaschenes Hemd. Und ich meine, dies nicht um Grainne verdient zu haben; denn solange, wie wir zusammen sind, habe ich alles für sie getan, was ich konnte. Ich lasse sie weder hungern noch dürsten und lasse sie schlafen, solange sie will.« »Du musst freundlich mit Grainne umgehen«, sagte das einfältige Weib. »Komm und begleite mich durchs Tal zu ihr. Ich will zwischen Euch Frieden stiften. Und wenn Ihr Euch versöhnt habt, gib ihr einen Kuss!« So geschah es. Sie gingen zusammen zu Grainne. Das einfältige Weib breitete ihren Mantel auf dem Boden aus. Es erschien darauf jegliche Art Speise und Trank, wie es sich ein Schlemmerauge nur wünschen konnte. Sie forderte Diarmuid und Grainne auf, sich zu setzen und zu essen. Sie taten es gern, und während sie aßen, versöhnte das Weib-

lein die beiden. Alsdann gab Diarmuid Grainne einen Kuss. Hierauf hob das einfältige Weib ihren Mantel vom Boden auf und entschwand ihren Blicken. Sie verbrachten den Tag in Gemeinschaft und es heißt, Grainne habe jetzt auch Diarmuids Hemd gewaschen. Aber als die Nacht kam, ging Diarmuid durchs Tal, um seine Schlafstätte aufzusuchen. In diesem Tale verweilten die beiden eine lange Zeit, und das einfältige Weib vergaß nicht, sie mit Nahrung zu versehen. Wie lange sie dort zubrachten, wusste der Erzähler nicht zu sagen. Aber das wusste er, dass es zwischen den beiden kein Zerwürfnis mehr gegeben hat. – Während der ganzen Zeit war Fionn mit seinen Fianna auf der Suche nach Diarmuid und Grainne. Kein Ort in ganz Irland, den sie nicht durchforscht hätten, besonders längs der Küste. Denn die Kunde, die Fionn aus seinem Daumen sog, war diese: Diarmuid weile im Dünensand. Eines Tages, als sie die südliche Küstenstrecke von Irland abgesucht hatten, sagte Fionn zu den Fianna, es sei keine Aussicht, sie aufzufinden. Da hub Conan an und sprach: »Wir haben jeden Küstenfleck genau durchforscht. Diarmuid kann hier nicht weilen, sonst wüssten wir darum. Wir täten gut, nun heimzukehren. Jedoch du sagtest, Fionn, dass Grainne in den Binsen steckt. Hier ist ein weites Binsenland nordwärts bis zum Königsgehöft hin. Lasst uns dies Binsenland vor uns nach Norden durchstreifen. Wer weiß, vielleicht ist's uns vergönnt, Grainne zu finden.« Die Fianna sammelten sich nun, um das Binsenland zu durchsuchen. Sie wandten der Küste den Rücken und das Angesicht nordwärts dem Lande zu in der Richtung zum Königsgehöft. Bald hatten sie jeden Fleck abgesucht, wo es Binsen gab. Doch war es unmöglich, Grainne in den Binsen zu finden. – Der Erzähler berichtete nun von einem Gifteber, den die Schar auf ihrem Streifzuge aufgestöbert hatte. Sie ließen ihre ganze Hundemeute in voller Hetze auf

ihn losstürmen. Jedoch war's keinem Jagdhunde und keinem Manne möglich, den Eber zu fassen. Diarmuid und Grainne hatten sich zu ihrem Standort begeben. Als Diarmuid alle Fianna bei der Verfolgung des Ebers erblickte und mit ansah, wie sie sich vergeblich abmühten, den Eber einzuholen, konnte er sich nicht länger beherrschen. Er griff nach seinem Schwert und stürzte aus der Felsenkluft. Flink und gewandt, wie er war, überholte er den nächsten Verfolger des Ebers. Die Fianna erhoben ein Geschrei, als sie Diarmuid erblickten, und einige sprachen: »Das heißt zur rechten Zeit kommen, Diarmuid! Denn gerade jetzt wirst du gebraucht!« Diarmuid folgte dem Eber ganz dicht auf der Spur, und ihm nach eilten die andern Jäger. Sie kamen an einen Ort, der Ceann Tuirc genannt wird. Dort drehte sich der Eber um gegen Diarmuid, und zwischen ihnen begann ein wilder Kampf. Aber Diarmuid hatte Glück und schlug dem Eber den Kopf ab. – Als alle Fianna zusammentrafen, war Conan der Erste, der das Wort ergriff. Er sagte: »Fionn, warum fragst du denn nicht Diarmuid, wo er Grainne ließ?« Fionn antwortete: »Man pflegt gewöhnlich einen Mann, der eine Heldentat vollbrachte, zuerst zu loben. Diarmuid leistete ein wackeres Heldenstück, indem er den Eber erlegte, was der ganzen Fianna nicht gelungen war.« »Das ist kein großes Heldenstück«, meinte Conan, »wir hätten ihn auch getötet und haben oft noch größere Taten vollbracht als so etwas. Aber«, fuhr er fort, »ich kann noch ein Kunststück, und das kann Diarmuid nicht!« Darauf begann Conan den Eber zu messen. Er maß ihn mit dem Daumen ab bis zum Schwanzende. »Das kann Diarmuid nicht!«, sagte er. Daraufhin trat Diarmuid heran und vollführte dasselbe Kunststück. »Nun«, sagte Conan, »jetzt miss es wieder von der Schwanzspitze bis zum Kopf!« Conan wusste nämlich, dass der Eber Giftstacheln besaß und dass es gefährlich war, ge-

gen den Strich des Felles zu messen. Diarmuid begann mit dem Daumen von der Schwanzspitze an zu messen, hatte aber noch nicht den Schwanz fertig, als ihm ein Giftstachel in das Daumenglied drang. Er fiel zu Boden und wand sich in Todesqualen. Conan frohlockte über das tückische Kunststück, das er gegen ihn ausgespielt hatte. Fionn überkam ein Schrecken, als er sah, wie sich Diarmuid in Todesqualen wand. Er rief aus, hätte er die Macht, ihn zu heilen, so wollte er es tun. Im selben Augenblick erschien die einfältige Frau. Sie trug ihr absonderliches Mäntelchen, das am Boden schleifte, und in der Hand hielt sie ein Trinkhorn. Sie setzte das Horn nieder und legte ihren Mantelsaum über Diarmuid. Dann begann sie zu Fionn gekehrt und sprach: »König grausamer Schlachten! Du kannst Rettung für Diarmuid erlangen, wenn du es wünschest.« »Heil dir!«, erwiderte Fionn. »Sage mir, auf welche Weise ist er zu retten, und überlass mir alles übrige.« »Er würde geheilt«, sprach sie, »wenn er drei Schluck von dem Wasser bekäme, das im Süßmilchbach fließt, im Norden von Macroon. Und du musst ihm die drei Tropfen mit eigener Hand reichen!« »Das will ich tun«, sagte Fionn, »doch wie kann ich das Wasser bekommen, da ich nicht in der Nähe des Baches bin?« »Wenn es einen tüchtigen, schnellen Mann gibt unter den Fianna«, sagte die einfältige Frau, »so wird er in diesem Trinkhorn das Wasser von jenem Bache herbeibringen. Doch muss er geschwind sein, sonst ist Diarmuid tot, noch ehe er zurückkehrt.« »Einen solchen Mann habe ich«, sprach Fionn, »er ist so flink und schnell, dass, wenn ein Haus mit Schwalben gefüllt wäre und so viel Fenster am Hause wie Tage im Jahre, er keine Schwalbe entfliehen ließe vom Morgen bis zum Abend.« »Der schafft die Sache nicht!«, meinte die einfältige Frau. »Er ist nicht flink genug!« »Ich habe einen andern«, begann Fionn, »wenn da ein Sack voll Vogelfedern auf die Spitze

des höchsten Berges von Irland geschüttet würde, am windigsten aller Tage, den es je gab, es wehte kein Federchen davon, das nicht bis zur Nacht in den Sack getan wäre – so flink ist er!« »Er schafft die Sache nicht!«, sagte das einfältige Weib. »Hast du einen noch flinkeren Mann als den?« »Ja«, antwortete Fionn, »ich habe einen, der ist beweglicher als der Sinn der Frau.« »Der wird's schaffen!«, sprach die einfältige Frau. »Wo ist er?« »Hier!«, sagte Caeilte. »Willst du das Wasser holen?«, fragte sie. »Ich ging schon und kam wieder!«, sagte er. Damit reichte er ihr das Trinkhorn mit Wasser. »Nun, Fionn!«, sprach sie, »halte deine Hände auf!« Fionn hielt die Hände auf und sie goss aus dem Trinkhorn Wasser darein. Er wandte sich damit zu Diarmuid, um ihm das Wasser zu geben. Indem fing Conan an zu reden und sagte: »Süß ist's für Diarmuid, Grainnes Lippen zu küssen!« Da begannen Fionn die Hände und Füße zu zittern, und das Wasser rann ihm durch die Finger. »Das ist schlecht gehandelt!«, sagte die einfältige Frau. »Du versprachst Diarmuid zu retten, wenn es für ihn Rettung gäbe. Doch wirst du dein Versprechen nicht halten, wenn du auf die Stimme von dem Kahlen hörst!« Fionn beteuerte, der Kahle sollte ihn nicht hindern, Diarmuid zu retten. Darauf goss sie abermals Wasser in seine Hände. Als er sich damit Diarmuids Lippen näherte, begann Conan von neuem und sprach: »Fionn, es steht übel um dich, wenn du Diarmuid rettetest; denn Grainne hatte eine Liebschaft mit ihm, noch ehe sie beide davonliefen.« »Das ist nicht wahr!«, sagte Fionn. »Doch!«, versetzte Conan. »Ich kann dir das beweisen. Entsinnst du dich der Schlacht bei Cnoc an Air?« »Sehr gut«, sagte Fionn. »Entsinnst du dich, als Grainne und das Weib des Meargag die Männer ausmusterten? Warum denn wählte Grainne nicht den Diarmuid in ihre eigene Dreißigschar? Sicherlich war er doch tüchtig genug als Held, um in den Kampf ge-

schickt zu werden! Aber Grainne wollte ihn nicht dabeihaben, aus Angst, er könnte fallen. Denn sie war sehr verliebt in ihn!« Dabei rann das Wasser abermals Fionn zwischen den Händen fort, und in dem Augenblick war Diarmuid erschöpft. Jetzt wurde Oscar sehr zornig und rief: »Fionn! Höre du nicht auf die Stimme Conans! Beachte nicht, was er sagte! Es ist sicher – als Grainne die Mannen musterte mit der Frau des Meargag, da hätte sie ebenso wenig mich, noch Goll, noch Oisín noch einen großen Teil anderer guter Krieger der Fianna ausgewählt, so wenig wie sie Diarmuid wählte. Und es ist also nicht richtig, zu behaupten, dass sie ihn damals liebte. Und nun«, fuhr er fort, »rette Diarmuid so schnell wie du kannst. Denn sein Tod ist ein Verlust für die Fianna. Brachte er uns doch oft große Hilfe – viel öfter als jemals Conan!« Nun hielt Fionn seine Hände auf, und die einfältige Frau goss ihm zum dritten Mal aus dem Trinkhorn Wasser darein. Er wandte sich hin zu Diarmuid und wollte es ihm reichen. Da stieß der Kahle ein kreischendes Gelächter aus und rief: »Ach, Fionn! Großartig ist die Rettung aus den Händen des Hahnrei!« Da dachte Fionn daran, dass Grainne mit Diarmuid davongelaufen war. Füße und Hände begannen ihm wiederum zu zittern, sodass ihm das Wasser durch die Finger rann. Jetzt stürzte sich Oscar auf Conan, und dieser musste flüchten. Oscar kehrte zurück und wollte Fionn veranlassen, Diarmuid das Wasser zu reichen. Doch als er kam, war Diarmuid tot. Nun hob die einfältige Frau den Mantel von ihm, mit dem sie ihn zugedeckt hatte, und der Erzähler berichtet, dass sie um Diarmuid die Totenklage anhub. Sie klagte nicht Fionn an, sondern sagte, es wäre Conans Tücke, die den Tod des Diarmuid veranlasst hätte. Sie befahl den Fianna, den Leichnam mitzunehmen und auf Heldenart zu bestatten. Dann ergriff sie das Trinkhorn und wollte die Fianna verlassen. Indem fragte Fionn

sie, ob sie wüsste, wo sich Grainne aufhielt. Sie sagte, sie wüsste es und könne sie ihm wieder zuführen, doch dürfe er sie wegen ihres Zusammenseins mit Diarmuid nicht schmähen. Fionn versprach, sie nicht zu tadeln. Dann ging die einfältige Frau fort und suchte den Ort auf, an dem Grainne weilte. Sie erzählte ihr, dass Diarmuid tot sei und wie er ums Leben kam. Grainne war ganz überwältigt von Kummer und Leid und wollte nicht länger leben, als sie hörte, dass Diarmuid tot sei. Aber die einfältige Frau redete so lange auf sie ein, bis ihr alles gleichgültig wurde. So dämpfte sie Grainnes Verzweiflung und forderte sie dann auf, mit ihr zu Fionn zu gehen; denn er habe ihr alles verziehen. Ein paar Tage später langten beide in Fionns Palast an. Da war Diarmuid schon begraben und der Kummer der meisten Fianna vergessen. – Fionn hieß Grainne willkommen. Sein Versprechen soll er gehalten haben. Sie bekam keinen Tadel von ihm. Aber eine große Menge Frauen der Fianna schmähte Grainne und behauptete, sie habe eine furchtbare Freveltat begangen, indem sie mit einem andern Manne davonlief. Jedoch die einfältige Frau meinte, sie wären alle schlechter als Grainne. Wenn ihre Männer Kenntnis von ihren Missetaten hätten, würden sie nicht erfreut sein. Da antwortete Conan und sprach: »Woher sollten wir etwas erfahren?« »Auf diese Weise«, antwortete das einfältige Weib. Sie zog ihren Mantel ab und sprach: »Jede Frau von Euch soll sich diesen Mantel hier umhängen. Wenn sie ein tugendhaftes Leben führt, wird sie der Mantel bis zum Erdboden bedecken. Aber wenn sie ein lasterhaftes Leben führt, kann der Mantel sie nicht verhüllen.« Da sprach Fionn zu Grainne: »Nimm den Mantel um!« Grainne legte ihn um. Aber die kleine Zehe ihrer Füße war zu sehen. Fionn fragte Grainne: »Warum bedeckt der Mantel nicht deine kleine Zehe?« Grainne sagte: »Diarmuid gab mir einen Kuss.« Da-

nach taten die meisten Weiber der Fianna den Mantel um. Aber er konnte sie nicht verhüllen, weil ihr Lebenswandel gar so übel war. Conan forderte nun seine eigene Frau auf, den Mantel umzulegen. Sie tat es zögernd; denn sie hatte kein gutes Gewissen. Der Mantel rutschte ihr bis an den Hals hoch, und als Conan dies sah, konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er zog sein Schwert und hieb seiner eigenen Frau den Kopf ab. Da rief das einfältige Weib: »Jetzt habe ich mich an dem Kahlen gerächt!« Beinahe hätte Conan auch ihr noch das Haupt abgeschlagen, hätte ihm nicht Oscar die Hand festgehalten. Conan sagte zu den Frauen der Fianna, sie sollten doch den Mantel behalten. Er wünschte nämlich, dass noch ein großer Teil anderer Weiber durch den Mantel das Leben verlor. Jedoch die einfältige Frau wandte sich zu Fionn und sprach: »O milder Fionn wilder Schlachten. Lass mir den Mantel von den Frauen! Von mir weiß keiner ein Geheimnis, doch ich weiß Geheimnisse von ihnen.« Da überließ Fionn der einfältigen Frau den Mantel. Sie legte ihn um, nahm Abschied und wünschte der ganzen Fianna Heil und Segen. Der Erzähler wusste nicht darüber zu berichten, was für ein Leben Fionn und Grainne zusammen weiterführten.

Oisins Greisenalter

Nach der unglücklichen Schlacht von Gavra wurde Oisín, der einzige überlebende Held, von der schönen Wassernymphe Niav entführt und hundertundfünfzig Jahre im Lande der ewigen Jugend tief unter dem atlantischen Ozean gehalten. Darnach aber ward er des eintönigen Glückes müde und er wünschte nach dem Lande seiner Kindheit und seiner Heldentaten zurückzukehren, was ihm die liebende Niav, wenn auch ungerne, erlaubte. Er setzte sich auf sein weißes Pferd und ritt fort.

Doch in den Tälern und Wäldern Erins erinnerte man sich nicht mehr des Ruhmes von Fionn. Die Burg von Almuin war zerfallen und wilder Efeu umrankte ihre Ruinen. Wo sonst Wallgräben und Schanzen dem Krieger Schutz gegen seine Feinde boten, sah er mit Kreuzen verzierte Kapellen, aus denen die frommen Lieder der Priester ertönten. In Dublin hatte St. Patrik eine große Kirche errichtet.

Als Oisín in die Nähe dieser Stadt kam, waren mehrere Leute damit beschäftigt, einen großen Stein auf einen Karren zu laden; er stieg vom Pferde und half ihnen, hatte jedoch dabei das Unglück, dass der Karren plötzlich umfiel und seinen Schimmel erdrückte. Darnach wurde er nach Bal a' Cliath geleitet, wo ihn St. Patrik in sein Haus nahm und ihn zum Christentum zu überreden suchte. Doch er wollte nichts davon wissen und erzählte nur von der Heldenzeit der Fianna. Als sich Patriks Diener einst über seinen erstaunlich großen Appetit wunderten, sagte er, dass in seiner Jugend ein Lerchenschenkel so viel Fleisch wie jetzt der eines Hammels gehabt habe und dass ein Eichenblatt so groß wie ein Schild und eine Erdbeere so dick wie ein Kopf gewesen sei. Doch man glaubte ihm nicht und er ließ sich daher von einem jungen Manne zur großen Säule in der

Ebene von Kildare führen. Dort ließ er auf der Südseite nachgraben und nach einigen Stunden hielt er das Dord Fionn, das berühmte Horn Fionns, in der Hand.

»Blase«, sprach er zu seinem Gefährten, »und lass mich wissen, was du siehst.«

Er blies in das Horn und bald darnach ertönte ein donnerähnliches Geräusch.

»Ich sehe«, sprach der Begleiter zu dem schwachsichtigen Oisin, »eine große Anzahl riesiger Vögel auf uns zufliegen.«

»Lass den Hund los!«, antwortete er.

Er tat, wie er geheißen, und als sich einige Vögel niedergesetzt hatten, fasste der Hund einen am Beine und der Diener nahm seinen Speer und tötete ihn. Dann schnitt er ihm ein Bein ab und gab es Oisin.

Auf dem Wege nach Hause fanden sie auch eine Erdbeere und ein Eichenblatt von der besagten Größe; als Oisin diese Zeichen St. Patrik brachte, ward er von ihm und seinen Leuten mit der größten Hochachtung behandelt.

Von geheimnisvollen Elfen

Und Elfenkinder, rotwangige Kleine,
Gar liebliche Pagen, dienen der Fee,
Ihr Wort ist Gesang, wie des Vogels im Haine,
Ihr Leib ist Glanz, wie der Weihnacht Schnee.
Ein Märchenerzähler in Irland

Die verwandelten Elfen

John Mulligan war ein so ehrlicher, alter Bursche, als je einer in Carlow seinem Pferde Sporn in die Seiten gesetzt hat. Außerdem war er der lustigste und munterste Geselle bei einem Punschnapf, den man weit und breit im Lande finden konnte. Er pflegte aber ein gutes Pferd zu reiten und ein besserer Punsch als der seinige wurde bei neunzehn Edelleuten nicht getrunken.

Mulligan glaubte steif und fest an Geister und ward bös, wenn jemand daran zweifelte. Er wusste mehr Geschichten davon, als in zwei Quartanten könnten gedruckt werden und er versäumte nicht, sie zu erzählen, sobald er einen Zuhörer finden konnte. Einige glaubten ihm diese Geschichten, die meisten glaubten sie nicht; doch niemand pflegte zuletzt mehr dem alten Manne zu widersprechen, weil es unbarmherzig gewesen wäre, ihn damit zu quälen. Doch in seiner Nachbarschaft befanden sich ein paar junge Leute, welche eben zum ersten Male während der Ferienzeit von der hohen Schule gekommen waren und die Sommermonate bei ihrem Oheim, Mr Whaley, zubrachten, einem alten Anhänger von Cromwell, der zu Ballybeg Mullinahone wohnt. Sie waren von ihrer Schulweisheit zu sehr angefüllt, als dass es ihnen möglich gewesen wäre, den alten Mann unangefochten seiner Wege gehen zu lassen.

Sie belachten jede Geschichte, die er vorbrachte, und riefen: »Das ist unmöglich! Das ist alter Weiber Geschwätz!«, oder dergleichen. Wenn er behauptete, seine Geschichten wären aus der reinsten Quelle geflossen, ja, einige ihm von seiner eigenen Großmutter, einer achtungswürdigen alten Dame, wenn auch leicht beweglichen Geistes, als Dinge erzählt worden, die sie selbst erlebt hätte, so schnitten sie das Gespräch damit ab, dass sie behaupteten, die Großmutter

wäre schon damals kindisch gewesen und hätte ohnehin in ihrer besten Zeit große Neigung gehabt, bei ihren Erzählungen ein langes Seil zu drehen.

»Aber«, sagten sie, »Mulligan, habt Ihr denn selbst jemals einen Elfen gesehen?«

»Niemals«, antwortete er.

»Wohlan«, riefen sie, »bis dahin narrt uns nicht mit solchen Erzählungen von meiner Großmutter.«

An diesem Fleck war Mulligan besonders empfindlich, und er wollte für seine Großmutter in die Schranken treten, aber die jungen Leute waren ihm zu scharf und zuletzt geriet er in Hitze, wie gewöhnlich der, welcher bei einem Streit im Nachteil ist. Diesen Abend (da er bei ihrem Oheim, der sein alter Freund war, zu Mittag gegessen) hatte er ziemlich reichlich getrunken und war ganz aufgereggt. Endlich ward er ganz leidenschaftlich, ließ die Pferde vorführen und ungeachtet aller Bitten des Hausherrn jagte er fort, obgleich er willens gewesen war, da zu schlafen.

»Ich mag nichts mehr mit diesen beiden Maulaffen und Gelbschnäbeln zu tun haben«, rief er, »die, weil sie gelernt haben, unnützes in Drudenfüßen gedrucktes Zeug zu lesen und von einigen rotnasigen, geschwätzigen alten Perückenstöcken unterrichtet worden sind (nicht dass ich sagen wollte, es könnte einer, der eine rote Nase hat, kein ehrlicher Mann sein), sich einbilden, sie wüssten mehr, als ein rechtschaffener Kerl, der sich's sauer auf der Welt hat werden und ein paar Schock¹ Jahre lang sich den Wind ins Gesicht wehen lassen.«

In ärgerlicher Hast ritt er fort und jagte so gewaltig, als sein Ross über die Kalksteine dahinsprengen konnte. »Verdammt!«, stammelte er, »Gott verzeihe mir meine Sünde!

1 altes Zählmaß, 60

Die Schurken hatten in einem Stücke recht, dass ich niemals Elfen gesehen! So wollte ich doch fünf Acker Land so gut, als eins auf dem je Kartoffel wuchsen, darum geben, könnte ich nur einen Schimmer – aber, gerechter Himmel, was ist das?«

Er blickte auf, vor seinen Augen zeigte sich das artigste Schauspiel von der Welt. Der Weg führte an einer anmutigen Ebene vorüber, hier und da standen Bäume, nicht dicht, wie in einem Wald, sondern fünf oder sechs beisammen, oder auch einer ganz allein und erhoben sich über dem grünen Grund, wie ein Vorgebirge aus der See aufsteigt. Er war gerade der Krone des Gehölzes gegenüber gekommen, einer Eiche, welche in den ältesten Urkunden der Grafschaft (und die waren wenigstens fünfhundert Jahr alt) die alte Eiche von Ballinhassig genannt wurde. Die Zeit hatte den Stamm ausgehöhlt, während noch immer mächtige Äste mit ihrem dunkeln, gezackten Laubwerk hin und her sich bewegten. Der Mond schien eben in vollem Glanz und bei diesem Licht bemerkte Mulligan eine allerliebste Gesellschaft kleiner, artiger Gestalten, die unter der Eiche in immerwährender, behänder Bewegung tanzten. Es waren viele beisammen, einige breiteten sich fern noch über den fernsten Schatten der Eichenäste aus, andere zeigten sich glänzend in den fliegenden Lichtern, die zwischen den Blättern durchdrangen, andere konnte man ungehindert sehen, wie sie sich am Stamme unten niedergelassen hatten, andere endlich waren ohne Zweifel vor seinen Augen noch verborgen. Niemals hat man etwas Lieblicheres gesehen. Sie waren kaum drei Daumen hoch, aber weiß wie der gefallene Schnee und von unzähliger Menge. Mulligan hing dem Pferd den Zügel über den Hals und ritt bis zu der niedrigen Mauer, welche die Anlage umgab, und, darauf gelehnt, beobachtete er mit unaussprechlichem Vergnügen ihre Tänze und Sprünge. Bei diesem längern Anschauen bemerkte er

bald manches, was ihm anfangs nicht in die Augen gefallen war. Besonders zeigte sich in der Mitte der König in größerer Gestalt, um welchen sich die Gruppe zu bewegen schien. Er starrte so lange, bis er endlich vor Freude sich nicht mehr zurückhalten konnte und laut rief: »Recht so, kleiner Geselle! Wohl gesprungen und tüchtig!« Aber in demselben Augenblick, wo er diese Worte ausgesprochen hatte, verfärbte sich die Nacht und die Elfen verschwanden mit Blitzesschnelle.

»Ich wünschte«, sagte Mulligan, »ich hätte meine Zunge im Zaum gehalten, doch es macht nichts aus. Jetzt will ich sogleich umkehren und nach der Burg Ballybeg Mullinahone zurückgehn und die eingebildeten, überklugen jungen Herrn auf diesen Platz heraustreiben.«

Mulligan eilte mit Windesschnelligkeit zurück. Er raselte heftig an der Türe und rief laut nach den beiden Jünglingen.

»Heda«, sagte er, »ihr jungen Plattköpfe, kommt herunter, wenn Ihr getraut. Ihr sollt Euch mit eigenen Augen überzeugen, dass ich wahr gesprochen habe.«

Der alte Whaley steckte seinen Kopf aus dem Fenster und sprach: »John Mulligan, was bringt Euch so spät wieder zurück?«

»Die Elfen!«, schrie er. »Die Elfen!«

»Ich fürchte«, murmelte der Herr von Ballybeg Mullinahone, »Ihr habt in das letzte Glas, das Ihr trankt, zu wenig Wasser gegossen; doch es hat nichts zu sagen, kommt herein und kühlt Euch bei einem Becher Punsch ab.«

Er kam herein und setzte sich wieder an den Tisch. In großer Begeisterung erzählte er seine Geschichte. Tausend und abermal tausend Elfen hatte er gesehen, tanzend unter der alten Eiche von Ballinhassig. Er beschrieb ihre prächtigen Kleider von glänzendem Silber, ihre runden flachen

Hüte in dem Mondschein schimmernd und die fürstliche Gestalt und Haltung des Oberhaupts. Er fügte hinzu, dass er ihren Gesang gehört und die entzückende Musik, die sie gemacht hätten. Doch das war bloße Einbildung. Die jungen Leute lachten, Mulligan ließ sich nicht irren.

»Wenn wir nun«, sagte einer von ihnen, »mit Euch gemeinschaftlich zu dem Platz hinausritten, wo Ihr die prächtige Gesellschaft von Elfen gesehen habt?«

»Gut«, rief Mulligan, »nur kann ich Euch nicht versprechen, dass Ihr sie dort finden werdet, denn ich sah sie in die Höhe rauschen, wie einen Schwarm Bienen und hörte ihre Flügel in der Luft sausen.« Das war aber eine Prahlerei, denn Mulligan hatte nichts dergleichen gehört.

Sie ritten alle drei fort und kamen zu dem Gehölz. Sie langten bei der Mauer an, dem großen Baum gegenüber und der Mond war aus den Wolken wieder aufgetaucht und schien so hell, als wie Mulligan zuerst vorbeikam. »Schaut dort«, rief er frohlockend, denn dasselbe Schauspiel begann wieder vor seinen Augen, und deutete mit seiner Reitgerte hin, »schaut und leugnet, wenn Ihr im Stande seid.«

»Wahrhaftig«, sagte einer von den Jünglingen mit einigem Nachsinnen, »dort sehen wir eine Gesellschaft weißer Gestalten, aber wären das Geister noch zehnmal mehr, ich gehe doch unter sie.« Damit stieg er ab, um über die Mauer zu klettern.

»Ach, Thomas, Thomas!«, rief Mulligan. »Halt! Halt! Was wollt Ihr tun? Die Geister, das stille Volk, mein ich, haben es nicht gern, wenn sich jemand unter sie mischt. Ihr werdet gezwickt oder geblendet oder Euer Pferd verliert die Eisen, oder – nun seht! Einen Eigensinnigen muss man gewähren lassen. Ach! Oh! Oh! Jetzt ist er bald bei der Eiche. Gott stehe ihm bei, denn kein Mensch kann ihm mehr helfen!«

In diesem Augenblick war Thomas bei der Eiche angelangt und wollte bersten vor Lachen. »Mulligan«, rief er, »behaltet Eure Gebete für Euch, Eure Geister sind nicht so böseartig. Ich glaube, sie geben eine leidlich gute Brühe.«

»Brühe?«, sagte Mulligan, welcher, als er fand, dass die beiden Jünglinge, (denn der zweite war seinem Bruder gefolgt) mitten unter den Geistern lachend standen, abgestiegen und langsam vorgegangen war, »was meint Ihr mit Brühe?«

»Nichts«, antwortete Thomas, »als dass es Schwämme sind, denn das waren sie wirklich und Euer Oberon ist nur ein übergroß gewachsener Pilz.«

Der arme Mulligan gab sein Erstaunen in einem langen Ausruf zu erkennen, schwankte, ohne noch ein Wort zu sprechen, zu seinem Pferd und ritt in starkem Galopp nach Haus, ohne einmal hinter sich zu schauen. Es dauerte lang, ehe er es wagte, den beiden Lachern in Ballybeg Mullinahone vor die Augen zu treten und bis zu seinem Tod nannte ihn das Volk den Pilzenhans in diesem und fünf andern Kirchsprengeln.

Jim Doyle im Elfenpalast

Als Jim Doyle einst spät in der Nacht nach Hause ging, sah er auf einmal ein hellerleuchtetes Schloss dicht vor sich, in dem es sehr lustig herging. Mutig trat er durch die offene Tür ein und sah sich in einem großen Saale, wo sich die Elfen mit ihrem Könige und der Königin versammelt hatten und ein Glas nach dem andern leerten. Die Kleider, die sie anhatten, waren längst aus der Mode, aber sie waren aus den kostbarsten Stoffen gemacht und mit unzähligen Edelsteinen verziert.

Als ihn die Königin bemerkte, sprach sie: »Macht Platz für unsern Freund Doyle und schenkt ihm ein Glas des besten Punsch ein!« Darauf musste er sich zu den Elfen setzen; doch als er das Glas an den Mund setzen wollte, bemerkte er einen alten Bekannten neben sich, der schon seit zwanzig Jahren tot war. »Trinke um des Himmels willen keinen Tropfen«, flüsterte er ihm zu, und Doyle, der sich inzwischen auch die andern etwas näher angesehen und sich über ihr geisterhaftes Wesen erschreckt hatte, ließ den Punsch statt in den Mund in die Weste fließen.

Dann bat die Königin einen ihrer Untertanen, ein kräftiges irisches Lied zu singen, wonach dieser auch sogleich zur allgemeinen Freude einen ganz gemeinen Gassenhauer anstimmte. Diesen musste er nun so lange wiederholen, bis Doyle einschlief und alles um sich vergaß.

Am nächsten Morgen fanden ihn einige seiner Nachbarn auf einer Wiese liegen und weckten ihn auf. Auf die Frage, wie er dorthin gekommen sei, gab er unverständliche und verwirrte Antworten, und nach seinem Atem zu urteilen, schien er doch mehr als einen Schluck starken Getränkes genossen zu haben.

Die Brauerei von Eierschalen

Mrs Sullivan fürchtete, die Elfen hätten ihr jüngstes Kind gestohlen und ein anderes an seine Stelle gelegt, und gewisse Anzeigen schienen auch den Verdacht zu bestätigen, denn ihr gesundes, blauäugiges Kind war in einer einzigen Nacht zu einem armen Wicht zusammengeschrumpft, der unaufhörlich schrie und heulte. Die arme Mrs Sullivan ward dadurch recht unglücklich, und alle die Nachbarn, mit denen sie über diese Angelegenheit sprach, sagten, dass ihr eigenes Kind ohne allen Zweifel bei dem stillen Volke sich befände und eins aus diesem dafür hingelegt worden wäre.

Mrs Sullivan musste wohl glauben, was jedermann sagte, aber ein gewaltsames Mittel wollte sie doch nicht anwenden. Obgleich sein Gesicht verwelkt, sein Leib fast zu einem Gerippe abgemagert war, so hatte es doch eine bestimmte Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Kind, und sie konnte sich nicht entschließen, es lebendig auf einen glühenden Rost zu legen, oder seine Nase mit einer glühenden Zange zu zwicken, oder es in den Schnee neben den Weg zu legen, ob ihr gleich diese und ähnliche Mittel angelegentlich empfohlen wurden, um ihr Kind wieder zurückzuerhalten.

Eines Tages begegnete Mrs Sullivan einer weisen Frau, unter dem Namen Ellen Leah, oder graue Ellen, in der Gegend wohl bekannt. Sie hatte die Gabe (wie sie auch immer mochte dazu gelangt sein) zu sagen, wo der Tod umgehe und was für die Ruhe der Seelen gut sei. Sie konnte Warzen und Kröpfe heilen und manches andere Wunder dieser Art vollbringen.

»Ihr seht mir heute so trübselig aus, Mrs Sullivan«, waren die ersten Worte Ellen Leahs.

»Das geht natürlich zu, Ellen«, antwortete Mrs Sullivan, »mein eigenes liebes Kind ist mir ohne weiteres aus der

Wiege geholt worden, und ein hässliches, winziges, eingeschrumpftes Ding von den Elfen an seine Stelle gelegt; kein Wunder, dass Ihr mich voll Sorgen seht.«

»Das macht Euch keine Schande, Mrs Sullivan«, sagte Ellen, »aber seid Ihr auch gewiss, dass es die Elfen getan haben?«

»Freilich!«, erwiderte Mrs Sullivan, »gewiss genug, zu meinem Leidwesen; und darf ich meinen beiden Augen nicht trauen? Jedes Mutterherz müsste es an meiner Stelle fühlen.«

»Wollt Ihr den Rat einer alten Frau annehmen?«, sagte Ellen Leah, indem sie die unglückliche Mutter mit einem seltsamen, geheimnisreichen Blick anschaute und nach einigem Stillschweigen hinzufügte: »Doch Ihr werdet ihn vielleicht töricht nennen.«

»Kann ich mein Kind zurückerhalten, mein eigenes liebes Kind, Ellen?«, fragte Mrs Sullivan mit großer Bewegung.

»Wenn Ihr tut, wie ich Euch sage«, antwortete Ellen Leah, »so werdet Ihr's erfahren.« Mrs Sullivan schwieg voll Erwartung, und die Alte fuhr fort: »Setzt einen Kessel mit Wasser über das Feuer und lasst es sieden, dann holt ein Dutzend frisch gelegter Eier, schlägt sie auf und nehmt die Schalen; das Übrige schüttet weg. Wenn das getan ist, so werft die Schalen in den Kessel mit dem siedenden Wasser und dann werdet Ihr bald erfahren, ob es Euer eigen Kind ist oder ein Elf. Findet Ihr aber, dass es ein Wechselbalg ist, so nehmt die glühende Feuerzange und stoßt sie ihm in seinen garsichtigen Rachen und er soll Euch weiter keinen Verdruss machen, dafür stehe ich Euch.«

Mrs Sullivan ging heim und folgte dem Rat Ellen Leahs. Sie setzte den Kessel über das Feuer, legte Torf genug unter und brachte das Wasser in ein gewaltiges Sieden und Sprudeln.

Das Kind lag zum Erstaunen still und ruhig in der Wiege, doch jetzt, bei dem Anblick des großen Feuers und des Kessels mit Wasser darüber, riss es die Augen auf, die wie Sterne in einer Winternacht funkelten. Es sah mit großer Aufmerksamkeit zu, als Mrs Sullivan die Eier aufschlug und die Schalen in das siedende Wasser warf. Endlich fragte es, und es klang wie die Stimme eines alten Mannes: »Was macht Ihr da, Mutter?«

Der Frau war, wie sie selbst sagte, zumut, als ob ihr der Atem genommen würde, wie sie das Kind sprechen hörte. Doch sie beschäftigte sich nur damit, das Eisen in die Glut zu legen, und antwortete, ohne ein Erstaunen über die Worte zu zeigen: »Ich braue, mein Sohn.«

»Und was braut Ihr, Mutter?«, fragte der Balg, dessen unnatürliche Gabe zu sprechen außer allen Zweifel gesetzt hatte, dass er von den Elfen abstammte.

»Wäre nur das Eisen schon glühend!«, dachte Mrs Sullivan; aber das erforderte einige Zeit, und sie entschloss sich, ihn im Gespräch aufzuhalten, bis das Eisen geschickt wäre, durch seine Kehle zu fahren. Sie wiederholte deshalb die Frage: »Du willst wissen, was ich braue, mein Söhnchen?«

»Ja, Mutter«, sagte er. »Was braut Ihr?«

»Eierschalen, mein Söhnchen.«

»Ach«, schrie das Teufelchen laut auf, richtete sich in der Wiege in die Höhe und schlug die Hände zusammen: »Ich bin fünfzehnhundert Jahre auf der Welt und habe niemals gesehen, dass man Eierschalen braut!«

Indessen war das Eisen glühend geworden. Die Frau ergriff es und eilte damit nach der Wiege, aber wie es nun geschah, sie glitt mit dem Fuß aus, fiel auf den Boden und das Eisen fuhr aus ihrer Hand in die andere Ecke des Hauses. Sie raffte sich jedoch geschwind auf und lief zu der Wiege in der Absicht, den verwünschten Balg, der darin lag, in das

siedende Wasser zu werfen. Doch was erblickte sie darin? Ihr eigenes Kind in süßem Schlafe, eins seiner weichen, runden Ärmchen auf das Kopfkissen gelegt, und seine Züge waren so mild, als wenn es niemals in seiner Ruhe wäre gestört worden, bloß der rote Mund ward von einem reinen und sanften Atem bewegt.

Wer kann beschreiben, was eine Mutter fühlt, die auf ihr schlafendes Kind blickt! Und diese hier erhielt eben den lang verlorenen Knaben wieder. Du kannst denken, dass ihr stillschweigends die Tränen über die Wangen liefen und sie sich keine Mühe gab, sie zurückzuhalten, denn sie weinte vor Freude.

Fingerhütchen

Es war einmal ein armer Mann, der lebte in dem fruchtbaren Tale von Aherlow an dem Fuße des finstern Galtee-Berges. Er hatte einen großen Höcker auf dem Rücken und es sah gerade aus, als wäre sein Leib heraufgeschoben und auf seine Schultern gelegt worden. Von der Wucht war ihm der Kopf so tief herabgedrückt, dass, wenn er saß, sein Kinn sich auf seine Knie zu stützen pflegte. Die Leute in der Gegend hatten Scheu, ihm an einem einsamen Orte zu begegnen, und doch war das arme Männchen so harmlos und friedliebend wie ein neugeborenes Kind. Aber seine Ungestattheit war so groß, dass er kaum wie ein menschliches Geschöpf aussah, und boshafte Leute hatten seltsame Geschichten von ihm verbreitet. Man erzählte sich, er besitze große Kenntnis der Kräuter und Zaubermittel, aber gewiss ist, dass er eine geschickte Hand hatte, Hüte und Körbe aus Stroh und Binsen zu flechten, auf welche Weise er sich auch sein Brot erwarb.

›Fingerhütchen‹ war sein Spottname, weil er allzeit auf seinem kleinen Hut einen Zweig von dem roten Fingerhut oder dem Elfenkappchen trug. Für seine geflochtenen Arbeiten erhielt er einen Groschen mehr als andere, und aus Neid darüber mögen einige wohl die wunderlichen Geschichten von ihm in Umlauf gebracht haben. Damit verhalte es sich nun, wie es wolle, genug, es trug sich zu, dass Fingerhütchen eines Abends von der Stadt Cahir nach Cappagh ging, und da er wegen des lästigen Höckers auf dem Rücken nur langsam fort konnte, so war es schon dunkel, als er an das alte Hünengrab von Knockgrifton kam, welches rechter Hand an dem Wege liegt. Müde und abgemattet, niedergeschlagen durch die Betrachtung, dass noch ein gutes Stück Weg vor ihm liege und er die ganze Nacht hindurch wan-

dern müsse, setzte er sich unter den Grabhügel, um ein wenig auszuruhen, und sah ganz betrübt den Mond an, der eben silberrein aufstieg.

Auf einmal drang eine fremdartige, unterirdische Musik zu den Ohren des armen Fingerhütchens. Er lauschte, und ihm deuchte, als habe er noch nie so etwas Entzückendes gehört. Es war wie der Klang vieler Stimmen, deren jede zu der andern sich fügte und wunderbar einmischte, sodass es nur eine einzige zu sein schien, während doch jede einen besondern Ton hielt. Die Worte des Gesangs waren diese: »*Dia Luain, Dia Mairt, Dia Luain, Dia Mairt, Dia Luain, Dia Mairt.*«¹ Darnach kam eine kleine Pause, worauf die Musik von vorne wieder anfang.

Fingerhütchen horchte aufmerksam und getraute kaum, Atem zu schöpfen, damit ihm nicht der geringste Ton verloren ginge. Er merkte nun deutlich, dass der Gesang mitten aus dem Grabhügel kam, und obgleich anfangs auf das Höchste davon erfreut, ward er es doch endlich müde, denselben Rundgesang in einem fort, ohne Abwechslung, anzuhören. Als abermals »*Dia Luain, Dia Mairt*« drei Mal gesungen war, benutzte er die kleine Pause, nahm die Melodie auf und führte sie weiter mit den Worten: »*agus Dia Ceadaoine!*«², dann fiel er mit den Stimmen in dem Hügel ein, sang »*Dia Luain, Dia Mairt*«, endigte aber bei der Pause mit seinen »*agus Dia Ceadaoine*«.

Die Kleinen in dem Hügel, als sie den Zusatz zu ihrem Geistergesang vernahmen, ergötzten sich außerordentlich daran und beschlossen sogleich, das Menschenkind hinunterzuholen, dessen musikalische Geschicklichkeit die ihrige so weit übertraf, und Fingerhütchen ward mit der kreisenden Schnelligkeit des Wirbelwindes zu ihnen getragen.

1 ›Montag, Dienstag‹

2 ›und Mittwoch!‹

Das war eine Pracht, die ihm in die Augen leuchtete, als er in den Hügel hinabkam, rund umher schwebend, leicht wie ein Strohhalmchen!, und die lieblichste Musik hielt ordentlich Takt bei seiner Fahrt. Die größte Ehre wurde ihm aber erzeugt, als sie ihn über alle die Spielleute setzten. Er hatte Diener, die ihm aufwarten mussten, alles, was sein Herz begehrte, wurde erfüllt und er sah, wie gerne ihn die Kleinen hatten; kurz, er wurde nicht anders behandelt, als wenn er der erste Mann im Lande gewesen wäre.

Darauf bemerkte Fingerhütchen, dass sie die Köpfe zusammensteckten und miteinander ratschlagten und sosehr ihm auch ihre Artigkeit gefiel, so fing er doch an, sich zu fürchten. Da trat einer der Kleinen zu ihm hervor und sagte:

»Fingerhut, Fingerhut!
Fass dir frischen Mut!
Lustig und munter,
dein Höcker fällt herunter,
siehst ihn liegen, dir geht's gut,
Fingerhut, Fingerhut!«

Kaum waren die Worte zu Ende, so fühlte sich das Fingerhütchen so leicht, so selig, dass es wohl in einem Satz über den Mond weggesprungen wäre, wie die Kuh in dem Märchen von der Katze und der Geige. Er sah mit der größten Freude von der Welt den Höcker von seinen Schultern herab auf den Boden rollen. Er versuchte darauf, ob er seinen Kopf in die Höhe heben könnte, tat es aber mit Vorsicht und Verstand, aus Furcht, er möchte ihn an dem Tafelwerk der großen Halle einstoßen. Dann aber schaute er ringsherum mit der größten Bewunderung und ergötzte sich an all den Dingen, die ihm immer schöner vorkamen. Zuletzt war er so überwältigt von der Betrachtung des glänzenden Auf-

enthalt, dass ihm der Kopf schwindelte, die Augen geblendet wurden und er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Bei seinem Erwachen war es voller Tag geworden. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen und er lag gerade an dem Fuße des Riesenhügels, während Kühe und Schafe friedlich um ihn her weideten. Nachdem Fingerhütchen sein Gebet gesagt hatte, war sein erstes Geschäft, mit der Hand nach seinem Höcker zu greifen, aber es war auf dem Rücken keine Spur davon zu finden, und er betrachtete sich nicht ohne Stolz, denn aus ihm war ein wohlgebildeter, behänder Bursche geworden, und, was keine Kleinigkeit schien, er sah sich von Kopf bis zu Füßen in neuen Kleidern und merkte wohl, dass die Geister ihm diesen Anzug besorgt hatten.

Nun machte er sich auf den Weg nach Cappagh, er ging so tapfer daher und sprang bei jedem Schritte, als wenn er es sein Lebtage nicht anders gewohnt gewesen wäre. Niemand, der ihm begegnete, erkannte Fingerhütchen ohne den Höcker, und er hatte große Mühe, die Leute zu überreden, dass er es wirklich wäre, und in der Tat, seinem Aussehen nach war er es auch nicht mehr.

Wie es aber zu gehen pflegt, die Geschichte von Fingerhütchens Höcker wurde überall bekannt und viel Wesens davon gemacht. Meilenweit in der Gegend redete jedermann, vornehm oder gering, von nichts als von dieser Begebenheit.

Eines Morgens saß Fingerhütchen an seiner Haustüre und war guter Dinge. Da trat eine alte Frau zu ihm und sagte: »Zeigt mir doch den Weg nach Cappagh.«

»Ist nicht nötig, liebe Frau«, antwortete er, »denn das ist hier Cappagh, aber wo kommt Ihr her?«

»Ich komme aus der Gegend von Decie in der Grafschaft Waterford und suche einen Mann, der Fingerhütchen ge-

nannt wird und dem die Elfen sollen einen Höcker von der Schulter genommen haben. Da ist der Sohn meiner Gevatterin, der hat einen Höcker auf sich sitzen, der ihn noch tot-drücken wird; vielleicht würde er davon erlöst, wenn er wie Fingerhütchen ein Zaubermittel anwenden könnte. Nun stellt Ihr Euch leicht vor, warum ich so weit hergekommen bin, ich möchte, wenn's möglich wäre, etwas von dem Zaubermittel erfahren.«

Fingerhütchen, das immer gutmütig gewesen war, erzählte der alten Frau den Hergang ganz umständlich, wie es den Gesang der Elfen in dem Grabhügel fortgeführt, wie sie den Höcker von seinen Schultern weggenommen und wie sie ihm einen neuen Anzug von Kopf bis zu Füßen noch obendrein gegeben hätten.

Die alte Frau dankte tausendmal und machte sich wieder auf den Heimweg, zufrieden gestellt und ganz glücklich in ihren Gedanken. Als sie bei ihrer Gevatterin in der Grafschaft Waterford angelangt war, erzählte sie genau, was sie von Fingerhütchen erfahren hatte. Darnach setzte sie den kleinen buckligen Kerl, der sein Leben lang ein heimtückisches, hämisches Herz gehabt hatte, auf einen Wagen und zog ihn fort. Es war ein langer Weg, »aber was tut das«, dachte sie, »wenn er nur den Höcker loswird«; eben als die Nacht einbrach, langte sie bei dem Riesenhügel an und legte ihn dabei nieder.

Jack Madden, denn das war der Name des Buckligen, hatte noch gar nicht lange gesessen, so hub schon die Musik in dem Hügel an, noch viel lieblicher als je, denn die Elfen sangen ihr Lied mit dem Zusatz, den sie von Fingerhütchen gelernt hatten: »*Dia Luain, Dia Mairt, Dia Luain, Dia Mairt, Dia Luain, Dia Mairt, agus Dia Ceadaoine*«, ohne Unterbrechung. Jack, der nur geschwind seinen Höcker los sein wollte, wartete nicht, bis die Elfen mit ihrem Gesang fertig wa-

ren, noch achtete er auf einen schicklichen Augenblick, um die Melodie weiter als Fingerhütchen fortzuführen, sondern als sie ihr Lied mehr als siebenmal in einem fort gesungen hatten, so schrie er ohne Rücksicht auf Takt und Weise der Melodie und wie er seine Worte passend anbringen könnte, aus vollem Halse: »*agus Dia Deardaoine, agus Dia Haoine*«³, und dachte: ›War ein Zusatz gut, so sind zwei noch besser, und hat Fingerhütchen einen neuen Anzug erhalten, so werden sie mir wohl zwei geben.«

Kaum waren aber die Worte über seine Lippen gekommen, so ward er aufgehoben und mit wunderbarer Gewalt in den Hügel hineingetragen. Hier umringten ihn die Elfen, waren sehr böse, und schreiend und kreischend riefen sie: »Wer hat unsern Gesang geschändet? Wer hat unsern Gesang geschändet?« Einer trat hervor und sprach zu ihm:

»Jack Madden, Jack Madden!
Deine Worte schlecht klangen,
so lieblich wir sangen!
Hier bist du gefangen,
was wirst du erlangen?
Zwei Höcker für einen! Jack Madden!«

Und zwanzig von den stärksten Elfen schleppten Fingerhütchens Höcker herbei und setzten ihn oben auf den Buckel des unglückseligen Jack Madden, und da saß er so fest, als wenn er mit Twelvepenny-Nägeln⁴ von dem besten Zimmermann, der je Nägel eingeschlagen hat, aufgenagelt wäre. Darnach stießen sie ihn mit den Füßen aus ihrer Wohnung, und am Morgen, als Jack Maddens Mutter und

3 ›und Donnerstag, und Freitag«

4 große Nägel

ihre Gevatterin kamen, nach dem kleinen Kerl zu sehen, so fanden sie ihn an dem Fuß des Hügels liegen, halbtot mit einem zweiten Höcker auf seinem Rücken. Sie betrachteten ihn eine nach der andern, aber es blieb dabei; am Ende ward ihnen Angst, es könnte ihnen auch ein Höcker auf den Rücken gesetzt werden. Sie brachten den armseligen Jack wieder heim, so betrübt im Herzen und so jämmerlich anzusehen als noch je ein paar alte Weiber. Jack, durch das Gewicht des zweiten Höckers und die lange Fahrt erschöpft, starb bald hernach, indem er jedem eine schwere Verwünschung hinterließ, der auf den Gesang der Elfen horchen wollte.

Das weiße Kalb

In Tipperary liegt ein Berg, so seltsam gestaltet wie einer auf der Welt. Seine Spitze besteht aus einer kegelförmigen Kuppe, auf der ein kleines Haus zur Erlustigung in den Sommertagen aufgebaut war, das jetzt auch verödet sein mag.

Bevor man aber jenes Haus baute oder einen Acker besäte, war dort ein geräumiger Weideplatz eingehegt, wo ein Hirte Tag und Nacht seine Herde hütete. Grund und Boden gehörte von alters her den Elfen, und die verdross es, dass der Rasen, auf dem sie sonst behänd und lustig umhergesprungen waren, von den schweren Klauen der Ochsen und Kühe zertreten wurde. Das Gebrüll der Herde klang ihren Ohren unerträglich und die Königin des Volkes entschloss sich endlich selbst, die Ankömmlinge wieder zu vertreiben. Als die Erntenächte kamen, der Mond über den Berg sein Licht ausgoss, das Vieh still und gesättigt auf dem Boden lag und der Hirte, in seinen Mantel eingewickelt, hin und her sinnend sich der Gesellschaft der Sterne erfreute, die über ihm flimmerten, da zeigte sie sich in verschiedenen, aber immer hässlichen und furchtbaren Gestalten vor ihm tanzend. Einmal erschien sie als ein mächtiges Ross mit Adlerflügeln und einem Drachenschweif, laut zischend und Feuer ausatmend. Plötzlich verwandelte sie sich in ein kleines Männchen, lahm an einem Bein, mit einem Ochsenkopf und von einer lodernden Flamme umkreist. Dann war sie ein großer Affe mit Entenfüßen und schlug ein Rad dazu, wie ein welscher Hahn¹. Aber ich könnte tagelang erzählen, wenn ich sagen sollte, was für Gestalten sie noch annahm. Sie brüllte, oder wieherte, oder blökte, oder heulte, oder krächzte, wie bisher noch niemand auf der Welt

1 Truthahn

hatte brüllen, wiehern, blöken, heulen oder krächzen hören. Der arme Hirte bedeckte sein Gesicht, aber was half ihm das! Sie hauchte ihn nur einmal an und das Stück Mantel, das er mit aller Kraft vor die Augen drückte, war weggeblasen; nun stand er da, ohne sich zu rühren; nicht einmal seine Augen konnte er zuschließen: Von unbekannter Macht gefesselt, musste er diese schrecklichen Gesichte anstarren, bis sich sein Haar aufrecht erhob und die Zähne im Munde klapperten. Das Vieh aber riss wütend aus, als wäre es von Bremsen gestochen, und der Spuk dauerte, bis die Sonne über den Hügel schien.

Die armen Tiere magerten aus Mangel an Ruhe ganz ab, auch wollte das Futter bei ihnen nicht anschlagen; dazu kam ein Unfall auf den andern. Keine Nacht verging, dass nicht einige Stücke in einen Sumpf fielen, lahm wurden und gar umkamen; oder sie gerieten in den Fluss und ertranken. Kurz, die Unfälle nahmen kein Ende, und was die Sache noch schlimmer machte, es war kein Hirte mehr zu finden, der nachts bei dem Vieh bleiben wollte. Eine einzige Erscheinung des Geistes reichte hin, auch dem Unverzagtesten die Besinnung zu rauben. Der Eigentümer des Weideplatzes wusste nicht, was er anfangen sollte. Er bot doppelten, dreifachen, ja, vierfachen Sold, aber kein Geld konnte jemand bewegen, dem Grausen sich auszusetzen, das der Anblick des Geistes erregte. Sie selbst freute sich über den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens und ließ mit ihren Quälereien nicht nach. Da die Herde immer kleiner wurde und kein Mensch mehr wagte, in dem Bereich der Geister zu verweilen, so kam das stille Volk in großer Anzahl zurück. Jetzt sprangen sie wieder so lustig wie sonst umher, berauschten sich an den Tautropfen der Eichen und feierten ihre Feste unter den geräumigen Schirmen der Pilze.

Der arme, verwirrte Landmann wusste um sein Leben keinen Rat. Sein Vermögen nahm von Tag zu Tag ab, seine Leute waren in Furcht gejagt und der Termin, wo er die Pacht bezahlen sollte, rückte herbei. Was Wunder, dass er ganz trübselig aussah und sorgenvoll auf der Landstraße dahinwandelte. Nun lebte in der Gegend ein Mann namens Larry Hoolahan, der blies die Pfeife besser als irgendeiner in fünfzehn Kirchsprengeln. Ein toller Rauschenblatt² war Larry, aber sich fürchten, das hatte er noch nicht gelernt. Reichte ihm jemand eine gute Herzstärkung, so nahm er es mit dem Teufel selber auf. Er hätte sich einem wütenden Ochsen entgegengestellt und allein gegen einen ganzen Jahrmarkt geschlagen. Diesem Larry begegnete der Pächter einmal auf seinen sorgenvollen Gängen, und auf die Frage, was denn die Ursache seines Kammers sei, erzählte er ihm sein Missgeschick.

»Wenn's weiter nichts ist«, rief Larry, »so gebt Euerm Herzeleid den Abschied! Wären noch mehr Elfen auf dem Berg als Kartoffelblüten in Eliogurty, sie sollten mich nicht in Furcht jagen. Ich müsste ja ein rechter Bärenhäuter sein, ich, der ich keinen Menschen mit Fleisch und Bein fürchte, wollte ich vor einem solchen Balg von Gespenst nur dauernsbreit zurückweichen.«

»Rede nicht so frech, Larry«, erwiderte der andere, »du weißt nicht, wer's mit anhört, doch wenn du deine Worte wahr machst und meine Herde eine Woche auf dem Rücken des Bergs hütet, so soll deine Hand in meine Schüssel tauchen, so lange bis die Sonne zu einem dünnen Lichtchen herabgebrannt ist.«

Der Handel ward abgeschlossen und als der Mond hinter dem Felsen hervorkam, stieg Larry auf den Berg. Der Päch-

2 umherstreifender Draufgänger

ter hatte ihm erst vorgestellt, was das Haus vermochte, auch mit einem frischen Trunk sein Herz gestärkt. Larry nahm oben seinen Sitz auf einem großen Stein unter einer Höhle, den Rücken gegen den Wind und holte seine Pfeifen hervor. Er hatte noch nicht lange darauf geblasen, als sich die Stimme der Elfen hören ließ, tönend wie ein leiser Strom von Musik. Nun aber brachen sie in lautes Gelächter aus und Larry konnte deutlich einen sagen hören: »Was, wieder ein Mensch in dem Elfenkreis! Geh hin, Königin, und lass ihn seine Verwegenheit fühlen!«

Sie flogen fort und Larry fühlte, wie sie gleich einem Mückenschwarm vorbeizogen; als er aufblickte, sah er zwischen sich und dem Mond eine große, schwarze Katze, die auf den Spitzen ihrer Pfoten stand, einen krummen Buckel machte und miaute, dass es klang wie das Geräusch einer Wassermühle. Dann schwoll sie auf bis zu den Wolken und auf ihrem linken Hinterbein sich herumdrehend wirbelte sie so lange, bis sie auf den Boden fiel, von welchem sie in der Gestalt eines Lachses aufsprang, der eine weiße Binde um den Hals hatte und ein paar Stulpenstiefel an. »Nur zu, mein Schatz«, sagte Larry, »willst du tanzen, so will ich pfeifen!«, und setzte an. So verwandelte sie sich bald in dieses, bald in jenes Ungeheuer, aber Larry blies immerzu, ohne sich irremachen zu lassen. Zuletzt verlor sie die Geduld, wie Frauen pflegen, auf deren Schelten man nicht achtet, und verwandelte sich in ein Kälbchen, so weiß wie Milch und mit Augen so sanft wie die meiner Liebsten. Sie kam spielend und schmeichelnd herbei und dachte ihn in der Güte von seinem Geschäft abzubringen und ihm dann einen Streich zu spielen; aber Larry war nicht zu überlisten, und als sie herankam, setzte er seine Pfeifen ab und sprang auf ihren Rücken.

Wenn du von dem Gipfel des Elfenberges westwärts

nach dem Weltmeer schaut, so erblickst du den königlichen Fluss Shannon, wie er, gleich einer See sich ausbreitend, in stolzem Lauf durch die Stadt Limerick fließt, um sich endlich mit dem Ozean zu vermischen. Der Mond schien hell und glänzend über das ferne Gebirg. Fünfzig Boote schwammen hin und her auf dem lieblichen Strom und der Gesang der Fischer stieg fröhlich von den Ufern in die Höhe.

Larry saß, wie ich schon erzählt habe, auf dem Rücken des weißen Kalbs und die Elfin wollte ihren Vorteil nutzen. Von der Spitze des Bergs sprang sie in einem Satz über den Fluss Shannon hinweg, durchflog in einer Sekunde drei volle Stunden und, sich auf einem entlegnen Damm niederlassend, schlug sie aus und warf den Larry auf den weichen Rasen. Aber wie er da lag, sah er ihr gerade in das Gesicht, strich sich über die Haare und rief: »Wahrhaftig gut gemacht! Das war kein schlechter Sprung für ein Kalb!«

Sie betrachtete ihn einen Augenblick, dann nahm sie ihre wahre Gestalt wieder an und sprach: »Larry, du bist ein tüchtiger Bursche, willst du den Weg auch wieder zurück machen?« »Freilich«, antwortete er, »wenn Ihr es zufrieden seid.« Sie verwandelte sich wieder, Larry setzte sich auf den Rücken des weißen Kalbs und mit einem zweiten Sprunge waren sie auf der Bergspitze zurück.

Da sprach die Elfin in ihrer natürlichen Gestalt: »Du hast dich so unerschrocken gezeigt, Larry, dass, solange du die Herden hier auf diesem Berg hütest, du weder von mir noch einem der meinigen sollst gestört werden. Der Tag dämmeret, geh hinab zu deinem Herrn und sage ihm das; und wenn du noch sonst einen Wunsch hast, will ich ihn erfüllen.« Darauf verschwand sie.

Die Elfin hielt Wort. Solange Larry lebte, zeigte sie sich nicht auf dem Berg. Aber er ward ihr auch nicht durch Bitten

lästig. Er blies seine Pfeifen, trank auf seines Herrn Kosten, ruhte sich hinter dem Ofen aus und sah dann und wann nach der Herde. Er starb endlich und ward in einem grünen Tal der schönen Landschaft Tipperary begraben. Ob das stille Volk nach seinem Tode wieder auf den Berg gezogen ist, kann ich nicht sagen.

Von Drachen, Riesen und Kobolden

Lasst das Tanzen, lasst das Schweifen,
Lasst das Trommeln und das Pfeifen,
Meine Nase spricht,
Und sie lüget nicht,
Dass ein Pfaff des Weges kommt!
Des Priesters Abendessen

Die Legende von Loch na Piasta¹

In dem großen Teiche neben der Brücke von Thuar hauste ein schrecklicher Drache, der das ganze Land ringsherum verheerte und nur von Menschenfleisch lebte. Sein Atem war so stark, dass er ein Pferd auf die Entfernung von drei Meilen anziehen konnte, und so war denn kein lebendes Wesen vor ihm sicher.

Da gingen die Leute einstmals zum Könige und baten ihn, er möge ihnen doch einen seiner berühmten Ritter schicken, der das Ungetüm umbringen solle. Doch der König konnte sich hinsichtlich der Wahl nicht recht entschließen, und da es von jeher unter den Iren Hitzköpfe genug gab, so boten sich drei, O'Brien, O'Farrel und O'Kennedy, an, dies Wagestück zu unternehmen und gleich am nächsten Tage abzureisen.

O'Brien schien jedoch über Nacht andere Gedanken bekommen zu haben, denn er erschien nicht zur festgesetzten Stunde und ließ sagen, er sei auf einmal so unwohl geworden, dass er keine zehn Schritte gehen könne. Mag dem nun gewesen sein, wie es wollte, die beiden andern glaubten es nicht und ergingen sich in allerlei ehrenrührigen Bemerkungen über ihn. Dies ärgerte nun seinen jüngeren Bruder, der bis dahin die Kühe gehütet hatte, so sehr, dass er, um die Schande von seiner Familie zu wälzen, hin zum Könige lief und ihn bat, ihn mitziehen zu lassen. Der König sah ihn so verwundert an, als ob er Hörner hätte, und konnte sich nicht entschließen, den schönen Jüngling ziehen zu lassen, da er im Kriegshandwerk noch zu unerfahren war. Als er ihm jedoch mit seinen Bitten gar keine Ruhe ließ, sprach er: »Nun, ziehe in Gottes Namen! Der kleine David tötete ja den Goliath mit einem Steine!«

1 Schlangenteich

Darnach zogen die drei ab und kamen auf den Coolgarow-Berg, von dem sie das Ungeheuer erblicken konnten.

»Wenn ihr's erlaubt«, sagte der Jüngling, »so wage ich den Kampf zuerst und wenn ich dabei umkomme, ist nicht viel verloren!« Doch dies waren die anderen nicht zufrieden und sagten, sie wollten darum losen. Sie taten es auch, und das Los fiel auf den Jüngling.

»Der Drache schläft jetzt«, sprach er, »und wir beginnen am besten gleich mit der Arbeit. Lasst uns ein paar Bäume umhauen und sie verbrennen. Die Kohlen löschen wir alsdann aus und tun sie in einen Sack; ich verstecke mich dann mit meinem Schwerte darin und ihr rollt ihn dann den Berg hinunter, wo ihn der Drache schon ausschnüffeln und in der Hoffnung, einen guten Fund getan zu haben, verschlucken wird. Für das Weitere werde ich alsdann schon sorgen; bleibt ihr nur ruhig auf dem Berge, und wenn ihr drei Stunden darnach hier unten ein großes Feuer seht, so lauft zum Könige und sagt ihm, der Drache sei erschlagen.«

Dies wurde denn auch getan, und kaum war der junge Mann in den Sack gekrochen, da regte sich der Drache schon und da er Menschenfleisch witterte, so schnüffelte er so stark, dass ihm der Sack pfeilgleich in den Rachen fuhr. Gleich zog der Jüngling sein Schwert aus der Scheide und durchstach den Magen des Ungetüms. Wild und wütend sprang der Drache umher und wusste sich nicht zu helfen. Bald aber regte er sich nicht mehr und der Jüngling kroch munter heraus und zündete ein großes Feuer an, wonach der König seine Heldentat erfuhr und ihn fürstlich belohnte.

Fann Mac Cuil und der schottische Riese

Da der große irische Riese Fann Mac Cuil bereits vierzig Jahre alt geworden war, ohne einen gefunden zu haben, der ihm an Stärke gleichkam, so war er so stolz wie ein Pfau und glaubte, jedem eine unaussprechliche Ehre zu erweisen, wenn er ein Wort mit ihm spreche. Er hatte eine große und starke Festung im Moore von Allen, wo er sich mit seinen Leuten mit allerlei Kriegsspielen die Zeit vertrieb. Von dort aus warfen sie zentnerschwere Steine in den Hafen von Dublin, sodass die Bewohner dieser Stadt sehr bequem einen Damm bauen konnten.

Nun waren eines Tages alle seine Leute ausgegangen und er befand sich allein zu Hause und wusste vor Langeweile nicht, was er anfangen sollte. Nachdenkend ging er herum und sann hin und her, doch es kam ihm kein besserer Gedanke, als sich ruhig ins Bett zu legen und so wenigstens bequem die Rückkehr seiner Gefährten abzuwarten. Kaum trat er jedoch in die Stube, da kam ein Bote atemlos hereingestürzt und der Schweiß floss stromweis an ihm herab.

»Was gibt's Neues?«, fragte er ihn.

»Far Rua, der große schottische Riese, ist auf dem Wege hieher! Er kommt mit langen Schritten über den Hochweg, der von Schottland nach Irland führt, und wird im Augenblicke hier sein. Er hat von dir gehört und will sich mit dir messen!«

»Eine schöne Geschichte«, sprach Fann, »ich bin drei Fuß größer als der größte Mann in Irland, und Far Rua ist noch drei Fuß größer als ich. Da muss ich denn doch einmal meine Mutter um Rat fragen.«

Kurz darnach stand der mächtige Schotte mit einem Schwerte so breit wie ein Tisch und einem Spieße so lang

wie Fanns Haus vor der Türe und fragte: »Ist der große Riese von Irland zu Hause?«

»Nein«, erwiderte der Bote, »er ist auf der Hirschjagd; aber seine Mutter ist zu Hause; sie wird sich freuen, dich einmal zu sehen. Komm herein!«

In dem Hausgange lag ein großer Tannenbaum mit einer eisernen Spitze und ein Holzblock mit einem eisernen Reifen, der größer als vier Karrenräder war. »Dies ist der Spieß und Schild Fanns«, sprach Far Ruas Begleiter.

»Sei uns willkommen!«, sprach die Hausfrau. »Lass dich nieder und nimm mit dem wenigen vorlieb, das ich zu bieten vermag!« Darauf stellte sie ihm einen großen Pfannkuchen, in den die Pfanne, aus der sie vorher aber ein Stück gebrochen hatte, mit hineingebacken war, und ein mit hartem Fleisch überzogenes Brett vor. Als nun der Riese in den Kuchen biss, brach er sich drei Zähne ab, und als er das Fleisch versuchen wollte, blieben ihm die Zähne darin stecken. »Frau, das ist eine harte Speise«, sagte er.

»Gott sei mit Euch«, erwiderte die Frau, »meine Kinder haben sich noch nie darüber beklagt. Lasst uns doch sehen, wie sie meinem Jüngsten in der Wiege schmeckt!«

Darauf reichte sie Fann, der im Bette lag, die Stelle des Kuchens hin, wo das Stück an der Pfanne fehlte, und er biss so sanft hinein wie in eine reife Birne.

»Das ist ein merkwürdiges Volk!«, sagte der Schottländer zu sich und trank aus Ärger das ganze Fass voll Bier aus, das man ihm vorgestellt hatte. »Aber zeigt mir doch auch«, fuhr er dann fort, »mit welchen Spielen sich Fann und seine Leute gewöhnlich nach dem Mittagessen unterhalten.«

»Komm mit in die Scheune«, antwortete Fanns Diener und führte ihn an den bezeichneten Platz, wo eine Masse mannsgroßer Steine lag. »Die«, fuhr der Diener fort, »schnellen sie gewöhnlich mit dem Finger nach Dublin und wenn

einer drüber hinauswirft, so ist er mit seinem Wurf zufrieden. Versuche es auch einmal!«

Der Riese packte einen Stein und schleuderte ihn eine halbe Meile weit weg. »Nun«, sprach der Diener, »das wird schon besser gehen, wenn du ausgewachsen bist und dich ein Jahr lang mit Fann geübt hast.«

Hole diesen Fann der Teufel, dachte der Riese bei sich und fragte, ob sich die Leute hier noch mit anderen Spielen unterhielten. »O, ja«, erwiderte der andere, »sie haben hier einen Ball« – dabei deutete er auf einen ungeheuer schweren Stein –, »den werfen sie über das Haus und fangen ihn auf der andern Seite wieder; willst du es auch einmal versuchen?«

»Es wird wohl nicht gut aufs erste Mal gehen; der Stein könnte leicht aufs Dach fallen und die alte Frau erschrecken. Ich werde ihn also gerade in die Luft werfen und du kannst mir dann sagen, wie hoch er geflogen ist.« Darauf warf er den Stein dicht am Hause in die Höhe.

»Wie hoch ist er?«

»Am Fenster.«

»Jetzt?«

»Am Dache.«

»Wo ist er jetzt?«

»Auf deinem Kopfe.«

Und so war es auch, der Riese konnte von Glück sagen, dass er noch mit dem Leben davonkam. »Fann kommt wohl heute Abend nicht nach Hause?«, fragte er.

»Wir erwarten ihn nicht vor einer Woche.«

»Grüße mir die alte Frau und sage ihr, ich müsse nach Hause eilen, da mich sonst die Flut auf dem Hochwege überrascht!« Darauf ging er fort und ließ sich nie mehr in Irland blicken.

Der Mann in dem Ziegenfelle

Vor langer, langer Zeit lebte in der Umgegend von Enniscorthy eine alte Witwe, die war so arm, dass sie ihrem einzigen Sohn keine Kleider geben konnte und gezwungen war, ihn in ein kleines Loch neben dem Feuerherde zu setzen und mit warmer Asche zu umhüllen. Je größer er ward, desto tiefer musste sie die Grube machen; doch endlich fand sie zufällig ein Ziegenfell und band es ihm um die Lenden und sprach: »Tom, du bist jetzt ein großer Schlingel geworden, bist über sechs Fuß lang und über neunzehn Jahre alt, sodass du auch einmal etwas für mich tun kannst. Gehe also in den Wald und hole mir ein Bündel Holz!«

»Das sollst du nicht zweimal sagen«, erwiderte Tom und ging fort.

Als er sein Bündel fertig hatte und es eben auf die Schulter nehmen wollte, kam plötzlich ein neun Fuß hoher Riese auf ihn zu und drohte ihn mit seiner Keule zu zerschmettern. Tom aber sprang schnell auf die Seite und versetzte dem Riesen unversehens einen solchen Schlag, dass er den Boden küsste. »Hast du noch etwas zu besorgen«, sagte er dann zu ihm, »so sag es, ehe ich dir vollends den Garaus mache!«

»Ich habe nichts zu bestellen«, erwiderte der Riese, »aber wenn du mir das Leben schenken willst, werde ich dir meine Keule geben und, wenn du gut und brav bleibst, so wirst du jeden Kampf, den du beginnst, damit gewinnen!«

Tom war damit vollkommen einverstanden. Er nahm die Keule in seine rechte Hand, setzte sich auf sein Holzbündel und sprach: »Da ich so viele Mühe gehabt habe, dich zusammenzulesen, so zeige dich auch dankbar gegen mich und trage mich nach Hause.« Darnach schlug er mit seiner Keule darauf und augenblicklich erhob es sich vom Boden und trug ihn durch die Luft nach Hause.

Als das Holz verbrannt war, wurde Tom abermals nach dem Walde geschickt, wo er diesmal mit einem Riesen kämpfen musste, der zwei Köpfe hatte. Der Kampf war ein hartnäckiger; aber Tom blieb Sieger und der Riese schenkte ihm dafür, dass er ihm das Leben ließ, eine Wunderpfeife, die jeden tanzen machte, der ihre Töne hörte. Tom überzeigte sich auch gleich von ihrer Zauberkraft, indem er sich auf das Holzbündel setzte und es nach Hause tanzen ließ.

Beim dritten Male hatte er mit einem dreiköpfigen Kerle zu kämpfen. Als er ihn ebenfalls besiegt hatte, erhielt er zum Geschenke eine Salbe, die ihn unverbrennbar und unverwundbar machte.

»Es sind unser nur drei«, sagte der Riese zum Abschied, »und es wird jetzt niemand mehr kommen, der dich im Walde stört. Hole dir also so viel Holz, wie du willst.«

Tom ging nach Hause und war stolzer als zehn Pfauen. Auch wagte er sich an diesem Tage zum ersten Male auf die Straße, wo er jedoch von einigen jungen Bengeln seines seltsamen Anzuges wegen verhöhnt und ausgelacht wurde. Gern hätte er sie seine Keule fühlen lassen, aber unnützerweise wollte er doch keinen Mord begehen.

Da kam nun eines Tages ein Mann in glänzender Kleidung in das Dorf und machte bekannt, dass die Tochter des Königs zu Dublin so melancholisch sei, dass sie seit sieben Jahren nicht ein einziges Mal gelacht habe; wer sie nun drei Mal lachen mache, der würde sie zur Frau bekommen.

»Das passt gerade für mich«, sagte Tom zu sich selber, nahm Keule, Salbe und Pfeife und machte sich augenblicklich auf den Weg nach Dublin.

Als er vor das Stadttor kam, wollten ihn die Soldaten nicht durchlassen und einer ging sogar so weit, ihn mit dem Bajonett zu kitzeln. Das war aber dem guten Tom ein wenig zu viel; er fasste ihn am Kragen und schleuderte ihn weit

hinweg in den Kanal. Dann ließ er seine Keule auf den Köpfen der andern dermaßen herumtanzen, dass sie ihn um Gottes willen baten, doch aufzuhören, sie wollten ihn ja gerne einlassen. Ja, einer war sogar so freundlich, ihn zum Palaste zu führen, wo gerade der König nebst seiner Frau und Tochter am Fenster saßen und dem Raufen, Balgen und den Schwertspielen der fremden Abenteurer zusahen, die hergekommen waren, die melancholische Jungfrau zu gewinnen. Als sie den riesenhaften Tom mit dem Knabengesichte und der sonderbaren Kleidung ankommen sahen, blickten sie alle erstaunt auf, und sogar die Prinzessin hatte die Gewogenheit, ihre blauen Augen auf ihn zu richten. Dies ärgerte nun einen rothaarigen Kerl, der die Königstochter um sein Leben gern zur Frau gehabt hätte, so sehr, dass er ihn in schnippischem Tone fragte, was er eigentlich hier wolle.

»Dasselbe, was *du* willst«, erwiderte Tom.

»Lass dich doch nicht auslachen; sieh einmal alle diese geschickten Leute, die dich wie ein Salzkörnchen verschlucken können, an, und bilde dir nicht ein, dass du mehr vermagst als sie!«

Doch Tom kümmerte sich nicht weiter um ihn und sagte den andern, die sich mit verdächtigen Mienen um ihn drängten, dass er keine Prise Schnupftabak darum gebe, wenn ihn sechs auf einmal angriffen.

Als nun der König sah, dass unten im Hofe etwas nicht in Ordnung sei, fragte er, was der Fremde vorhabe.

»Er schimpft uns alle Feiglinge«, erwiderte der Rote, »und will uns alle wie die Hasen laufen machen.«

»Nun, warum nimmt es denn keiner von euch mit ihm auf?«

Gleich trat ein riesiger Ritter vor und versuchte, Tom einen Schlag zu versetzen.

»Sieh dich vor!«, rief ihm Tom zu und ließ ihn seine Keu-

le dermaßen fühlen, dass er über die Hofmauer flog. Darauf trat ein anderer vor; doch diesem erging es noch viel schlimmer, und zuletzt kam ein halbes Dutzend auf einmal; diesen wurden jedoch die Köpfe und die Rücken so zerbläut, dass sich keiner mehr in seine Nähe wagte. Dies freute die Prinzessin so sehr, dass sie laut auflachte und eine ganz andere Gesichtsfarbe bekam.

»König von Dublin!«, rief Tom vergnügt, »ein Drittel deiner Tochter gehört mir!«

Am nächsten Tage wurde er zur königlichen Tafel eingeladen. Der Rotkopf, der auch zugegen war und sich über den Erfolg Toms im Stillen sehr ärgerte, erzählte nun, dass jeden Tag ein drachenartiges Ungetüm in die Umgegend des Schlosses käme und alle Menschen verschlinge, deren es habhaft würde. Das hieß mit andern Worten: Tom solle hingehen und es erschlagen. Tom war auch augenblicklich dazu bereit und sagte: »Lasst mir nur durch einen Lakaien den Weg zu seiner Wohnung zeigen und ich will sehen, wie es sich einem Fremden gegenüber benimmt!« Der König war damit einverstanden und ließ ihn abziehen.

Kaum war eine Stunde vergangen, so kam Tom wieder zurück und vor ihm her marschierte der Drache so zahm wie ein Lamm. Der König und seine Tochter standen auf dem Balkon und waren also außer Lebensgefahr; aber die Leute unten im Hof gerieten beim Anblick des schrecklichen Tieres so in Angst, dass sie so schnell, wie sie konnten, auf die Türen zustürzten.

»Um Gottes willen, Tom!«, rief der König. »Bring doch dieses Ungeheuer wieder fort; ich gebe dir ja gerne meine Tochter!«

Tom aber tat, als höre er es nicht, und nahm seine Flöte und spielte so schön, dass alle Hofleute zu tanzen anfangen. Auch der Drache stellte sich auf seinen Schwanz und hüpfte

den ›Tatter Jack Walsh‹ mit. Bei dieser Gelegenheit versuchte nun der Rotkopf, aus dem Hofe zu entweichen, aber der Drache hatte ein Auge auf ihn und jagte ihn immer dahin, wo keine Türe war. Gern hätte er ihn aufgeessen, doch Tom erlaubte es nicht.

Als die Prinzessin sah, dass keiner dabei das Leben verlor, lachte sie abermals und zwar so laut, dass die Fensterscheiben klirrten. »König von Dublin!«, rief Tom, »zwei Drittel deiner Tochter sind mein!«

»Nimm sie ganz!«, erwiderte der König, »aber treibe erst dieses schreckliche Tier fort!«

Darauf steckte er seine Flöte in die Tasche, und der erschöpfte Drache ließ sich wieder auf seine vier Füße nieder. »Mache«, sprach Tom zu ihm, »so schnell wie du kannst, dass du hier wegstommst, und wenn du dich jemals wieder in der Umgegend blicken lässt, so soll dich der –«

Er endete den Satz nicht, sondern schwang seine Keule, wonach sich der Drache demütig fortzuschlich.

Als sie wieder beim Mittagmahle saßen, war der Rotkopf die allgemeine Zielscheibe des Spottes. Doch er sann auf Rache. »König von Dublin«, sagte er, »du hast großes Glück! Die Dänen verheeren jetzt wieder alles, was ihnen in den Weg kommt, und zeigen sich so übermütig, dass ihnen eine derbe Lektion nichts schaden könnte. Nun hängt bekanntlich an einem Balken in der Hölle ein großer, eiserner Dreschflegel, mit dem man die ganze Welt zertrümmern kann; und wer wäre geeigneter, denselben zu holen, als der tapfere Mann mit dem Ziegenfelle?«

Das kann geschehen, dachte Tom bei sich und fragte nach dem Wege zur Hölle, und der Rotkopf, der ihn gut zu kennen schien, war gleich bereit, ihm denselben zu zeigen.

Als er nun vor die hohe Höllenmauer kam, beschmierte er sich mit seiner Wundersalbe und klopfte an. Augenblick-

lich sprangen mehr als hundert kleine Teufelchen herbei und fragten ihn, was er wolle. »Ich will den größten Teufel sehen, der hier ist«, erwiderte Tom, »macht nur gleich auf!«

Dies taten sie denn auch sehr bereitwillig und führten ihn zu ihrem Oberhaupte. »Was willst du hier?«, brüllte ihm der Alte entgegen.

»Ich komme im Auftrage des Königs von Dublin und möchte den eisernen Dreschflegel holen, um die Dänen aus dem Lande zu treiben!«

»Ich habe eigentlich an den Dänen bessere Kunden als an euch Iren«, erwiderte der Höllenbeherrscher, »aber es wäre doch nicht schön von mir, wenn ich dir deine Bitte abschläge!«

»Hole einmal den Dreschflegel herunter«, sagte er kurz darauf zu einem seiner Engel und gleich kletterte dieser auf den Balken und brachte ihn. Als er ihn Tom überreichte, lächelte er heimlich, denn er dachte, er würde sich gehörig die Finger verbrennen; dieser nahm ihn ruhig in die Hand und sagte: »Danke, kleiner Teufel; und wenn du mir jetzt die Türe aufmachst, so werde ich dich nie mehr belästigen!«

»Oho!«, rief lachend der Alte, »so schnell geht das nicht; man kann sehr leicht in die Hölle kommen, aber mit dem Hinausgehen hat es sein eigenes Bewenden. Auf, Gesellen! Nehmt ihm den Dreschflegel ab und lasst ihn eure Krallen fühlen!«

Darauf stürmten sie alle auf ihn zu; doch Tom teilte solche Hiebe unter sie aus, dass ihnen die Hörner abbrachen und der alte Teufel ängstlich schrie: »Lasst den Vagabunden hinaus, so schnell ihr könnt, und wer ihm noch einmal die Türe aufmacht, der hat es mit mir zu tun!«

Tom zog nun unbehelligt ab und kam wieder in den königlichen Palast. Er erzählte, wie es ihm in der Hölle ergangen war und bat jeden, den Dreschflegel nicht anzurühren,

da er glühend heiß sei, obgleich man es nicht sähe. Dieses wollte nun der Rotkopf nicht glauben und griff ihn an, um sich wieder in Respekt zu setzen. Doch da erreichte er gerade das Gegenteil, denn er verbrannte sich seine Finger so sehr, dass er vor Schmerz wie wahnsinnig im Hofe herumhüpfte und die abscheulichsten Grimassen dazu schnitt. Jedermann lachte nun und die Prinzessin auch.

»Das letzte Drittel der Jungfrau ist mein!«, schrie Tom triumphierend und der König führte sie ihm zu und legte ihre zarten Hände in die seinigen.

Tom ließ den Dreschflegel im Hofe liegen. Doch als man am nächsten Morgen nach ihm sah, hatte er das Pflaster zerschmolzen und war tief in die Erde gesunken. Trotzdem aber wagten sich die Dänen doch nicht in die Nähe von Dublin.

Das Feld mit Hagebuchen

Thomas Fitzpatrick war der älteste Sohn eines wohlhabenden Pächters, der zu Ballincolig in der Grafschaft Cork lebte. Thomas, ein munterer, hübscher, reinlicher Bursche, der jedermann gefiel, wer ihn ansah, hatte gerade neunundzwanzig Jahr erreicht, als er folgende Begebenheit erlebte. An einem schönen Herbsttage, es war am Tage unserer lieben Frau, der, wie jeder weiß, einer der größten Feiertage ist, streifte Thomas durch die Trift¹ und ging an der Sonnenseite einer Hecke daher, während er bei sich bedachte, worin wohl das Unrecht liegen möchte, wenn die Leute, statt müßig umherzulaufen und nichts zu tun, das Heu aufschüttelten und den Hafer in Garben aufbänden, der bereits gemäht war, zumal da das Wetter wieder anfing, unbeständig zu werden; als er plötzlich ein klapperndes Geräusch nicht weit von sich in der Hecke hörte. »Ei der tausend!«, sagte Thomas, »das ist ja wunderbar, noch so spät im Jahre die Schmetze singen zu hören!« Er schlich auf den Zehen herbei, ob er die Ursache des Geräusches zu Gesicht bekommen könnte und er sich in seiner Vermutung nicht geirrt habe. Das Geklapper hörte auf, aber als Thomas scharf durch das Buschwerk sah, so erblickte er in einer Ecke des Zauns einen braunen Krug, der etwa sechs Maß Flüssigkeit halten konnte, und nahe dabei ein winziges, altes Männchen mit gekremptem Hut auf dem Kopf und ledernem Schürzchen, das vorne herabhing. Es schleppte einen kleinen hölzernen Stuhl herbei, stieg darauf, tauchte ein kleines Eimerchen in den Krug und zog es voll wieder heraus, stellte es neben den Stuhl und setzte sich dann bei dem Krug und fing an zu arbeiten, indem es auf einen kleinen Schuh, wie er gerade

1 Weg, Weide

für sein Füßchen passte, einen Fleck aufschlug. »So wahr ich lebe«, sprach Thomas zu sich selbst, »ich habe oft von einem Cluricaun² reden hören, aber ehrlich zu gestehen, ich habe nie recht daran geglaubt, doch hier ist einer in allem Ernst. Wenn ich geschickt zu Werke gehe, so bin ich ein gemachter Mann. Wie ich gehört habe, darf man die Augen nicht von ihm abwenden, oder er weiß zu entwischen.«

Thomas schlich sich jetzt herbei und richtete die Augen auf ihn, wie eine Katze auf die Maus, oder wie man liest, dass die Klapperschlange tut, wenn sie die Vögel festbannen will. So kam er ganz nahe zu ihm. »Gott segne Eure Arbeit, Nachbar!«, sagte Thomas.

Der Kleine richtete den Kopf in die Höhe: »Ich danke Euch schönstens«, antwortete er.

»Mich wundert, dass Ihr an dem heiligen Tag arbeitet«, sagte Thomas.

»Das ist meine Sorge, nicht Eure.«

»Freilich«, sprach Thomas, »aber Ihr seid ja wohl so gut und sagt mir, was Ihr da in der Kanne habt?«

»Herzlich gerne«, antwortete der Kleine, »es ist gutes Bier.«

»Bier!«, rief Thomas. »Blitz und Hagel! Wie seid Ihr dazu gekommen?«

»Wie ich dazu gekommen bin? Gebraut habe ich es. Und wovon denkt Ihr, dass ich es gemacht habe?«

»Das mag der Kuckuck wissen!«, sprach Thomas. »Ich denke, aus Malz, woraus sonst?«

»Ihr irrt, ich mache es aus Heide.«

»Aus Heide!«, rief Thomas, indem er in lautes Lachen ausbrach. »Ihr denkt doch nicht, dass ich ein solcher Narr wäre, um das zu glauben?«

2 schelmischer Kobold mit enger Verbindung zur Braukunst

»Wie es Euch beliebt«, antwortete er, »doch was ich Euch sage, ist wahr. Habt Ihr nie etwas von den Dänen erzählen gehört?«

»Gewisslich habe ich das«, sagte Thomas, »waren das nicht die Burschen, die wir ins Gebet nahmen, als sie uns Limerick zu entreißen gedachten?«

»Geht«, sagte der Kleine mit geringschätziger Miene, »ist das alles, was Ihr davon wisst?«

»Nun, was ist denn mit den Dänen?«, fragte Thomas.

»Die Sache ist diese: Als sie hier waren, so lehrten sie uns Bier aus Heide machen, und das Geheimnis ist seitdem immer in meiner Familie geblieben.«

»Gebt Ihr einem zu versuchen von Eurem Bier?«, sprach Thomas.

»Ich will Euch etwas sagen, junger Mann. Es würde Euch besser ziemen, Eueres Vaters Haushalt zu besorgen, als bescheidene und ruhige Leute mit Euern dummen Fragen zu quälen. Eben jetzt, während Ihr Eure Zeit in Müßiggang zubringt, sind die Kühe in den Hafer geraten und haben die Frucht ganz niedergetreten.«

Thomas erschrak über diese Nachricht so sehr, dass er eben im Begriff war, sich umzuwenden, als er sich noch besann. Und da er befürchtete, es könnte ihm abermals begegnen, so grapste er nach dem Kleinen und packte ihn mit der Hand; doch in der Hast warf er die Kanne um und verschüttete all das Bier, sodass er es nicht versuchen und nicht sagen konnte, von welcher Art es gewesen sei. Er schwur dem Kleinen zu, dass er ihm kein Leid zufügen wollte, wenn er ihm zeigte, wo sein Geld wäre. Thomas sah so böse und blutdürstig aus, dass der Cluricaun sich gewaltig fürchtete. »Kommt mit mir«, sprach er, »über ein paar Felder, so will ich Euch einen ganzen Topf voll Gold zeigen.«

Sie gingen fort und Thomas hielt den Kleinen fest in der

Hand und wendete die Augen nicht von ihm weg. Sie mussten über Zaun und Graben, denn der Cluricaun schien aus bloßer Schadenfreude den härtesten und beschwerlichsten Weg auszusuchen, bis sie endlich auf ein Feld kamen, das ganz mit Hagebuchen angefüllt war, und der Cluricaun ging auf einen dicken Stamm zu und sprach: »Grabt nur unter diesem Hagebuchenbaum, Ihr werdet einen ganzen Topf voll Goldstücke finden.«

Thomas hatte in der Hast nicht daran gedacht, einen Spaten mitzunehmen; er wollte nach Hause laufen und einen holen, und um die Stelle desto besser wiederzufinden, nahm er eins von seinen roten Strumpfbändern, das er um den Hagebuchenbaum knüpfte.

»Ich denke, Ihr bedürft mein nicht weiter«, sagte der Cluricaun mit Höflichkeit.

»Nein«, antwortete Thomas, »Ihr könnt Eurer Wege gehen, wenn's Euch beliebt. Gott geleite Euch und gutes Glück folge Euern Schritten.«

»Lasst's Euch wohl ergehen, Thomas Fitzpatrick«, sagte der Cluricaun, »und möge Euch alles zum Glück ausschlagen!«

Thomas rannte wie besessen nach Hause und holte einen Spaten und lief ebenso schnell, was er nur konnte, wieder nach dem Felde zurück. Aber wie er ankam, siehe da!, kein Hagebuchenbaum auf dem Felde, um den er nicht ein rotes Strumpfband gefunden hätte, dem seinigen völlig ähnlich, und es wäre ein unsinniger Gedanke gewesen, das ganze Feld umzugraben, denn es enthielt mehr als vierzig Acker Land.

Thomas ging also mit seinem Spaten auf der Schulter nach Hause, ein wenig kühler, als er gekommen war, und verwünschte den Cluricaun, sooft er an den saubern Streich dachte, den er ihm gespielt hatte.

Der Schuhmacher

Es gibt eine Art Menschen, denen jeder einmal hier und da begegnet ist, Menschen, die tun, als glaubten sie nicht, woran sie im Herzen doch glauben und wovor sie sich fürchten. Felix O'Driscoll war ein solcher, überall mit dem Munde voraus, ein Schreier und Schwätzer, gab er vor, weder an die Elfen noch an Cluricauns¹ und Púcai² zu glauben, und manchmal war er so unverschämt, sich anzustellen, als bezweifle er das Dasein der Geister, an welche doch jeder Mensch auf irgendeine Weise glaubt. Die Leute aber pflegten sich zu winken oder einander anzusehen, wenn Felix prahlte, denn man hatte bemerkt, dass er sich fürchtete, wenn er über die Furt von Ath na bo bei Nacht ging und dass, wenn er einmal über den alten Kirchplatz von Grenaugh in der Dunkelheit ritt, obgleich er sich Mut genug getrunken hatte, er sein Pferd in Trab setzte, sodass niemand gleichen Schritt mit ihm halten konnte und er regelmäßig von Zeit zu Zeit einen scharfen Blick über seine linke Schulter warf.

Eines Abends saßen in Larry Reillys Wirtshaus Leute beisammen, tranken und schwätzten, und Felix war auch dabei. Er fing wie gewöhnlich mit seinem Geschwätz über die Elfen an und schwor, dass er nicht glaube, es gäbe etwas Lebendiges außer Menschen und Tieren, Fischen und Vögeln und solchen Dingen, die man mit Augen sehen könnte; er begann auf eine so freche Art von dem stillen Volke zu reden, dass etliche in der Gesellschaft erschrakten und sich bekreuzigten, ungewiss, was sich ereignen könnte, als eine alte Frau, Moirna Hogaune genannt, welche in einen blauen Mantel gewickelt in der Ecke beim Feuer gesessen und ihre

1 schelmische Kobolde mit enger Verbindung zur Braukunst

2 Geisterwesen, die sowohl Glück als auch Pech bringen und ihre Gestalt wandeln können

Pfeife geraucht hatte, ohne in das Gespräch sich einzulassen, ihre Pfeife aus dem Mund nahm, ins Feuer spie und sich umwendend den Felix ins Auge fasste.

»Ihr glaubt also nicht, dass es solche Wesen gibt als die Cluricauns?«, sagte sie.

Felix sah sie erschrocken an, antwortete aber nichts.

»Auf meine Treue, es ziemt wohl Euersgleichen, der nichts ist als ein Stück von einem Gelbschnabel, Euch anzumaßen, Ihr glaubtet nicht an das, was Euer Vater, Eures Vaters Vater und dessen Voreltern vor ihm niemals im Geringsten bezweifelt haben. Doch ich will nicht viele Worte machen, man spricht ›wer sieht, der glaubt‹, so will ich, die ich Eure Großmutter sein könnte, Euch sagen, dass es solche Wesen gibt wie die Cluricauns, und dass ich selbst einen gesehen habe. Was wollt Ihr nun!«

Jedermann in der Stube richtete erstaunt seine Augen nach ihr hin und drängte sich zu dem Feuer, um mit zuzuhören. Felix versuchte zu lachen, aber es wollte nicht gehen und niemand achtete darauf.

»Ich erinnere mich«, sagte sie, »einige Zeit, nachdem ich meinen braven Mann, der nun auch dahingestorben ist, geheiratet hatte, es war gerade, dass ich es bei der Gelegenheit sage, kurz vorher, ehe ich mein erstes Kind zur Welt brachte (und das ist schon eine schöne Zeit), dass ich mich herausgesetzt hatte in unser kleines Gärtchen mit dem Strickzeug in der Hand, auf die Bienen achtzugeben, welche schwärmen wollten. Es war ein schöner Tag mit Sonnenschein in der Mitte Juni, die Bienen flogen von ihren Körben summend aus und ein, die Vögel zwitscherten und hüpfen in dem Gebüsch und die Schmetterlinge schwärmen umher und ließen sich auf die Blumen nieder und alles duftete so frisch und süß und ich fühlte mich so glücklich, dass ich kaum wusste, wo ich war. Auf einmal hörte ich

zwischen einigen Reihen Bohnen, die wir in der Ecke des Gartens hatten, ein Geräusch, das ging ›ticktack! ticktack!‹, gerade als wenn ein Schuster den Absatz an einen Schuh anschlägt. ›Gott behüte uns!‹, sagte ich zu mir selbst, ›was in aller Welt kann das sein?‹ Ich legte mein Strickzeug nieder, stieg auf, schlich mich sachte zu den Bohnen hin, und glaubt mir nimmermehr, wenn ich nicht vor mir, mitten darin, ein altes Männchen sitzen sah, nicht den vierten Teil so groß als ein neugebornes Kind, ein kleines aufgekremptes Hütchen auf dem Haupt, ein Pfeifenstümpfchen in dem Mund, aus dem es beständig rauchte, und einen schlichten, altmodischen, erbsenfarbigen Rock mit großen Knöpfen auf dem Leibe, ein paar massivsilberne Schnallen auf den Schuhen, die den ganzen Fuß bedeckten, so groß waren sie; dabei arbeitete er in einem fort so eifrig, als er konnte, indem er Absätze an ein paar kleine Holzschuhe machte. Sowie meine Augen nur auf ihn fielen, wusste ich auch, dass es ein Cluricaun war, und keck und beherzt sagte ich zu ihm: ›Gott erhalte Euch, lieber Mann, das ist saure Arbeit für den heißen Tag!‹ Er schaute auf und kam mir vor, als wäre er von Wachs. Indem stürzte ich auf ihn zu, bekam ihn in meine Hand zu fassen und fragte, wo sein Geldbeutel wäre? ›Geld!‹, sagte er, ›Geld, wahrhaftig! Und wie sollte ein armes, altes Geschöpf, wie ich bin, zu Geld kommen?‹ ›Zaudert nicht!‹, gab ich zur Antwort, ›keine von Euern Streichen! Jedermann weiß, dass die Cluricauns wie Ihr so reich sind wie der Teufel selbst.‹ Zugleich zog ich ein Messer, das ich in meiner Tasche hatte, machte ein Gesicht, so böß als ich nur immer konnte, und in Wahrheit, es war nicht leicht für mich (denn mein Gesicht war freundlich und gutmütig, wie Ihr nur eins zu Carrignavar sehen könnt), und schwor, wenn er mir nicht augenblicklich seinen Beutel gäbe oder einen Topf mit Geld zeigte, so würde ich ihm die

Nase aus dem Gesicht schneiden. Ich muss gestehen, das kleine Männchen sah so erschrocken aus, als es diese Worte hörte, dass ich mich in meinem Herzen zu Mitleid gegen das arme Geschöpf bewogen fühlte. »Nun, so kommt«, sprach er, »kommt mit mir ein paar Felder abwärts, so will ich Euch zeigen, wo ich mein Geld aufbewahre.« Immer den Kleinen in der Hand haltend und meine Augen fest auf ihn richtend, ging ich fort, als ich plötzlich hinter mir ein Sausen hörte. »Dort! Dort«, rief er, »schwärmen Eure Bienen und gehen miteinander fort!« Ich war so einfältig und drehte den Kopf um und als ich durchaus nichts sah und mich wieder nach dem Kleinen umwendete, so hatte ich nichts mehr in der Hand. Denn da ich so unglücklich gewesen war, ihn aus den Augen zu lassen, so entschlüpfte er aus meiner Hand wie ein Nebel oder Rauch, und mit keinem Tritte kam er je wieder meinem Garten nah.«

Der verwünschte Keller

Es gibt wenig Leute in Irland, die nicht die alte Familie der Mac Carthys kennen, deren Zweige sich in dem Süden ausgebreitet haben und die sämtlich durch die Gastfreundschaft berühmt sind, womit sie jeden Fremden, vornehm oder gering, aufnehmen.

Von niemand übertroffen ward hierin Justin Mac Carthy von Ballinacarthy; seine Tafel war mit Speise und Trank reichlich besetzt und herzlich willkommen jeder, der daran teilnehmen wollte. Sein Weinkeller konnte für ein wahrhaftes Muster gelten, und mancher andere musste sich dagegen seines Namens schämen. Soviel Raum er hatte, war er doch mit Körben für Weinflaschen und langen Reihen von Fässern aller Art und Größe angefüllt, sodass sie aufzuzählen mehr Zeit wegnehmen würde, als der mäßigste Mensch übrig behalten könnte an solch einem Platz, umgeben von der Fülle zu trinken und herzlich eingeladen, es zu tun. Ohne Zweifel wird mancher denken, dass der Butler in einem solchen Hause wenig Ursache habe, Klage zu führen, und die ganze Grafschaft würde eingestimmt haben, wenn man nur ein Beispiel gehabt hätte, dass ein Mann in diesem Amt längere Zeit, als der Rede wert ist, bei Mr Mac Carthy geblieben wäre. Gleichwohl sprach keiner, der in seinen Diensten gewesen war, ein böses Wort von ihm.

»Wir haben an dem Herrn nichts auszusetzen«, sagten sie, »und wenn er nur jemand aufreiben könnte, der ihm den Wein aus dem Keller holte, so wäre ein jeder von uns grau in dem Haus geworden und wir hätten bis an unser seliges Ende ruhig und vergnügt da gelebt.«

›Es ist wahrhaftig eine recht wunderliche Geschichte, dachte der junge Jack Leary, der von Kindheit an in den Ställen von Ballinacarthy als Beiläufer aufgewachsen war und

gelegentlich dem Butler bei seinem Geschäft hilfreiche Hand geleistet hatte, »es ist wahrhaftig eine wunderliche Geschichte, dass kein Einziger mit der besten Stelle im ganzen Haus zufrieden sein will, zumal bei einem so guten Herrn, sondern jeder sie wieder aufgibt und zwar, wie sie alle sagen, des Weinkellers wegen. Wollte mich der Herr, dem Gott langes Leben verleihe!, zum Butler machen, so sollte man kein murrendes Wörtchen hören, wenn er mich in den Weinkeller gehen heißt, das verspreche ich.«

Leary wartete daher auf eine günstige Gelegenheit, wo er dem Herrn seine Absicht kundgeben könnte.

Einige Tage darnach ging Mr Mac Carthy morgens ungewöhnlich früh in den Stallhof und rief laut nach dem Stallknecht: Er sollte ihm die Pferde satteln, da er willens sei, mit den Jagdhunden auszureiten. Aber kein Stallknecht gab Antwort und der junge Jack Leary führte Rainbow aus dem Stall.

»Wo ist William?«, fragte Mr Mac Carthy.

»Gnädiger Herr?«, sagte Jack und Mr Mac Carthy wiederholte die Frage.

»Nach dem William fragt der gnädige Herr?«, antwortete Jack. »Ja, die Wahrheit zu sagen, er hat vorige Nacht ein Glas zu viel getrunken.«

»Wie kam er dazu?«, fragte Mr Mac Carthy. »Seit Thomas weggegangen ist, befinden sich die Kellerschlüssel in meiner Tasche und ich sehe mich genötiget, den Wein, den ich brauche, selbst zu holen.«

»Ich bin durchaus nicht im Stand, es zu sagen«, erwiderte Leary, »es müsste denn sein, dass ihm der Koch ein kleines Restchen Branntwein gegeben hätte; doch«, fuhr er fort, und verbeugte sich, indem er mit der rechten Hand in seine Locken griff und seinen Kopf herabsenkte, während er mit dem linken Bein, welches er vorgesetzt hatte, zurücksetzte, »darf ich es wagen, Ew. Gnaden eine Frage zu tun?«

»Rede, Jack«, sagte Mr Mac Carthy.

»Wünschen Ew. Gnaden nicht einen Butler zu haben?«

»Weißt du mir einen?«, antwortete der Herr und lächelte gutgelaunt über seine Haltung, »und einen, der sich nicht fürchtet, in den Weinkeller zu gehen?«

»Ist bloß davon die Rede?«, sagte der junge Leary. »Gott weiß! Dazu wäre ich der Mann.«

»Du denkst also, mir deine Dienste in der Eigenschaft eines Butlers anzubieten?«, sagte Mr Mac Carthy mit einigem Erstaunen.

»Ja, gnädiger Herr, das war meine Absicht«, antwortete der junge Leary, der jetzt zum ersten Mal von dem Boden aufschaute.

»Wohlan, ich glaube, du bist ein braver Bursche und ich habe nichts dagegen, mit dir einen Versuch zu machen.«

»Mögen Ew. Gnaden lange unser Herr sein, und möge Gott Euch langes Leben verleihen!«, rief Leary aus und neigte sich nach üblicher Weise, als sein Herr davonritt. Er sah ihm noch eine Weile mit gedankenlosem Starren nach, bis er allmählich und gradweise eine wichtige Miene annahm.

»Jack Leary!«, sagte er endlich. »Jack, ist's Jack?«, und in einem Tone von Verwunderung: »Meiner Treue, es ist nun nicht Jack, sondern Mr John, der Butler.« Und mit einem Vorgefühl der herannahenden Würde schritt er aus dem Stallhof nach der Küche hin.

Learys alter Stallgenosse, ein armer ausgedienter Hund namens Bran, gewohnt, öfter liebevoll an den Kopf geklopft zu werden, wurde mit einem Fußtritt und dem Ausruf: »Aus dem Weg, Racker!«, fortgejagt. In der Tat, des armen Jack Gedächtnis schien durch seine plötzliche Erhebung verwirrt. Außer Zweifel ward dies gestellt durch das gänzliche Vergessen des allerliebsten Gesichtes des Küchenmädchens, auf dessen Herz er noch vorige Woche einen Angriff

getan hatte, durch das Anerbieten, ihr einen goldenen Ring an den vierten Finger der rechten Hand zu kaufen und durch einen derben Kuss auf ihre Lippen.

Als Mr Mac Carthy von der Jagd heimkam, schickte er nach Jack Leary, wie er fortfuhr, seinen neuen Butler zu nennen. »Jack«, sagte er, »ich glaube, du bist ein zuverlässiger Bursche, hier sind die Schlüssel zum Keller. Ich habe die Herrn, mit welchen ich heute auf der Jagd war, eingeladen, mit mir zu essen, und ich hoffe, sie werden mit deiner Aufwartung bei Tische zufrieden sein, vor allen Dingen Sorge dafür, dass es nach dem Essen nicht an Wein fehlt.«

Mr John hatte ein leidlich gutes Auge für diese Dinge und war von Natur anständig; er breitete demnach die Tafeltücher aus, stellte die Teller und legte Messer und Gabel auf dieselbe Art, wie er seinen Vorgänger im Amt dieses Geschäft hatte verrichten gesehen. Und wirklich, für den Anfang ging es bei dem Essen recht gut.

Nur muss man nicht vergessen, dass in dem Hause eines irischen Landedelmannes, welcher eine Gesellschaft von gestiefelten und gespornten Fuchsjägern bewirtete, manches nicht so sehr in Betracht kam, was als Gegenstand von höchster Wichtigkeit unter andern Umständen und in andern Gesellschaften gegolten hätte.

Keiner von den Gästen des Mr Mac Carthy, treffliche und ehrenwerte Männer in ihrer Art, trug daher große Sorge, ob der Punsch, der nach der Suppe gereicht wurde, aus Jamaica- oder Antigua-Rum gemacht war. Ebenso wenig hatten sie Lust, die Reinheit des guten alten gebrannten Wassers zu untersuchen und, mit Ausnahme des freigebigen Wirts selbst, zog jeder in der Gesellschaft den Portwein, welchen Mr Mac Carthy auf seine Tafel setzte, dem weniger feurigen Wohlgeschmack des roten französischen Weins vor. Eine Wahl, die eigentlich dem neuern Geschmack widersprechen sollte.

Es ging stark auf Mitternacht, als Mr Mac Carthy dreimal die Schelle zog, welches das Zeichen war, mehr Wein zu bringen. Jack begab sich daher nach dem Keller, um frischen Vorrat zu holen, doch, es zu gestehen, mit einem kleinen Zögern.

Der Luxus mit Eis war noch unbekannt in dem südlichen Irland, der Vorzug des kühlen Weins aber von niemand bestritten, der gesundes Urteil und richtigen Geschmack hatte.

Der Großvater des Mr Mac Carthy, welcher das Wohnhaus von Ballinacarthy auf die Stelle einer alten seinen Voreltern zugehörigen Burg aufgebaut hatte, nahm auf diesen wichtigen Umstand gar wohl Bedacht. Bei Anlegung des Kellers hatte er ein tiefes Gewölbe benutzt, welches in früheren Zeiten in den mächtigen Felsen als ein sicherer Zufluchtsort ausgehauen war. Man stieg in das Gewölbe auf steinernen Stufen hinab und hier und da waren in der Wand schmale Öffnungen oder, recht zu sagen, Risse, mit hin gewisse Stellen, welche tiefe Schatten warfen und recht grausenhaft aussahen, wenn jemand mit einem einzelnen Licht die Stufen herabkam. Aber in Wahrheit, zwei Lichter konnten die Sache nicht viel besser machen, denn wenn auch die Breite des Schattens etwas abnahm, die engen Spalten waren so dunkel und dunkler als je.

Alle seine Entschlossenheit aufbietend, machte sich der neue Butler auf den Weg. In der rechten Hand trug er eine Laterne und die Kellerschlüssel, in der linken einen Korb, der ihm fähig schien, so viel zu fassen, als für die noch übrige Nacht nötig sein mochte. Er gelangte ohne irgendeine Störung zu der Türe. Als er aber den Schlüssel, der von alter und plumper Art war, einsteckte und umdrehen wollte, so deuchte ihn, er hörte ein seltsames Gelächter mitten in dem Keller, wobei einige leere Flaschen, welche außen auf dem Flur standen, so heftig zitterten, dass sie aneinander zerbra-

chen; hierin konnte er nicht irren, wenn er sich auch in dem Lachen mochte geirrt haben, denn die Flaschen standen gerade vor seinen Füßen und er sah deutlich ihre Bewegung.

Leary wartete einige Augenblicke und schaute dann mit ungewöhnlicher Behutsamkeit um sich. Dann fasste er keck den Griff des Schlüssels und drehte ihn mit aller Macht in dem Schloss, als bezweifle er seine eigene Stärke; und die Türe flog mit so heftigem Krachen auf, dass, wenn das Haus nicht auf einem so mächtigen Felsen gestanden hätte, es in seinen Fundamenten wäre erschüttert worden.

Eine Erzählung von dem, was der arme Bursch gesehen hat, ist kaum möglich, da er kein richtiges Bewusstsein von sich selbst scheint gehabt zu haben. Dem Koch erzählte er den folgenden Morgen, dass er ein Heulen und Brüllen gehört habe wie von einem tollgewordenen Ochsen und dass alle Fässer, groß und klein, geschwankt hätten, rückwärts- und vorwärtsgegangen wären und zwar mit solcher Gewalt, dass er gedacht hätte, sie würden alle miteinander zusammenbrechen und er im Weine ersäuft oder erstickt werden.

Sobald Leary wieder zu sich selbst gekommen war, eilte er zu dem Speisezimmer, wo der Herr und die Gesellschaft ungeduldig auf seine Rückkehr warteten.

»Was hast du vor?«, sagte Mr Mac Carthy mit einer ängstlichen Stimme. »Und wo ist der Wein? Schon vor einer Stunde habe ich geschellt.«

»Der Wein ist in dem Keller, hoffe ich, Herr«, sagte Leary heftig zitternd. »Ich hoffe, er ist nicht all verloren.«

»Was meinst du, Narr?«, rief Mr Mac Carthy in einem immer ängstlicheren Ton. »Warum hast du keinen mit dir heraufgebracht?«

Leary blickte wild umher und stieß nur einen tiefen Seufzer aus.

»Ihr Herren!«, sagte Mac Carthy zu seinen Gästen. »Das

ist zu arg! Wenn ich das nächste Mal Euch an meinem Tische sehe, hoffe ich, soll es in einem andern Hause sein, denn es ist unmöglich, länger in diesem hier zu bleiben, wo man nicht über seinen eigenen Weinkeller Herr ist und keinen Butler bekommen kann, der seine Schuldigkeit tut. Ich habe schon lange daran gedacht, von Ballinacarthy wegzuziehen, und bin nun mit Gottes Beistand entschlossen, es morgen am Tage zu verlassen. Doch Wein sollt Ihr haben, und müsst ich selbst deshalb in den Keller gehen.« Mit diesen Worten stand er von der Tafel auf, nahm Schlüssel und Laterne seinem halb verrückten Diener, der ihn gedankenlos anstarrte, aus der Hand und stieg die schon beschriebene steinerne Treppe, die zu dem Keller führte, hinab.

Bei der Türe angelangt, die er offen fand, glaubte er ein Geräusch zu hören, wie wenn Mäuse oder Ratten über die Fässer krabbelten, und als er näherkam, bemerkte er eine kleine Gestalt, etwa sechs Daumen hoch, welche sich rittlings auf ein Fass mit dem ältesten Portwein gesetzt hatte und einen Zapfen auf der Schulter trug. Mac Carthy hob die Laterne in die Höhe und betrachtete den kleinen Gesellen voll Verwunderung. Er trug eine kleine Nachtmütze auf dem Haupt, vorn ein kurzes Lederschürzchen, das jedoch in seiner gegenwärtigen Stellung auf eine Seite gefallen war; die Strümpfe von hellblauer Farbe gingen so weit herauf, dass sie beinahe sein ganzes Bein bedeckten, und an den Schuhen, auf welchen gewaltig große silberne Schnallen lagen, waren hohe Absätze, vielleicht aus Eitelkeit, um größer zu erscheinen. Sein Gesicht glich einem zusammengeschrumpften Winterapfel und seine Nase von glänzender Carmesinfarbe trug auf der Spitze eine zarte Purpurblume gleich einer Rosine. Seine Augen funkelten wie ein paar Johanneswürmchen und sein Mund zog sich mit einem verschmitzten Grinsen nach einer Seite.

»Ach Schurke!«, rief Mr Mac Carthy. »Habe ich dich endlich gefunden, Ruhestörer! Was hast du in meinem Keller zu schaffen?«

»Freilich, aber, Herr«, antwortete der Kleine und schaute mit einem Auge zu ihm auf, mit dem andern warf er einen listigen Blick nach dem Zapfen auf seiner Schulter, »ziehen wir morgen nicht aus? Ihr werdet den kleinen Cluricaun¹ Naggeneen, der Euch angehört, gewiss nicht zurücklassen.«

»Oh«, dachte Mac Carthy, »willst du mir nachfolgen, Master Naggeneen, so sehe ich wenig Vorteil, wenn ich BallinacCarthy verlasse.« Er füllte den Korb, den Leary in seiner Angst nicht mitgenommen, und nachdem er die Kellertüre verschlossen hatte, begab er sich wieder zu seinen Gästen.

Einige Jahre lang musste sich Mac Carthy den Wein für seine Tafel selbst holen, und der kleine Cluricaun schien eine persönliche Ehrerbietung vor ihm zu fühlen. Ungeachtet der Beschwerlichkeiten dieser täglichen Reise brachte es der ehrenwerte Herr von BallinacCarthy in seinem väterlichen Hause zu einem hübschen Alter und ward endlich durch die Trefflichkeit seiner Weine sowie durch die Fröhlichkeit seiner Gäste berühmt. Doch zur Zeit seines Todes hatte die Gesellschaft den Weinkeller ziemlich geleert und da er nachher weder so gut wieder angefüllt wurde noch so oft besucht, verloren die Feste des Master Naggeneen ihren Ruf und man hört nur davon, wenn man sich über die Sagen der Gegend belehren lässt. Da wird noch erzählt, der arme Wichtelmann habe sich den Verfall des Weinkellers so schwer zu Herzen genommen, dass er gegen sich selbst nachlässig und gleichgültig geworden und manchmal sei gesehen worden, kaum mit einem Lumpen bedeckt.

1 schelmischer Kobold mit enger Verbindung zur Braukunst

Die Flasche

In den guten Tagen, wo das stille Volk sich noch häufiger sehen ließ als jetzt in dieser ungläubigen Zeit, lebte ein Mann, Mick Purcell, der einige Acker schlechtes und unfruchtbares Land gepachtet hatte, in der Nachbarschaft der ehemals so berühmten Pfründe von Mourne, anderthalb Stunden von Mallow und sieben von Cork. Mick hatte Frau und Kinder, sie taten, was in ihren Kräften stand, das war freilich nicht viel, denn es war noch kein Kind so weit herangewachsen, dass es dem armen Manne bei seiner Arbeit helfen konnte, und die gute Frau besorgte die Kinder, melkte die Kuh, kochte Kartoffeln und trug die Eier nach Mallow; doch wie sie auch schafften, es war kaum genug, um die Pacht zu zahlen.

Sie schickten sich eine Zeit lang, so gut es gehen wollte, in die Umstände, doch zuletzt kam ein schlechtes Jahr, das bisschen Hafer verdarb, die Hühnchen verkümmerten, das Schwein magerte ab und wurde beinahe für nichts zu Mallow verkauft; und der arme Mick fand, dass er nicht genug hatte, um die Hälfte des Pachtgeldes zu zahlen, und zwei Termine war er schon schuldig.

»Was sollen wir nun anfangen, Molly?«, fragte er.

»Was wir anfangen sollen?«, antwortete sie. »Treib unsere Kuh auf den Markt nach Cork und verkaufe sie dort. Montag ist Markttag, da musst du frühe gehen, damit das arme Tier sich verschnauft, ehe es auf den Markt kommt.«

»Und was sollen wir anfangen, wenn sie fort ist?«, sagte Mick bekümmert.

»Das weiß ich nicht, Mick, doch gewisslich wird uns Gott nicht verlassen, und du weißt doch, wie gütig er gegen uns war, als der kleine Billy krank lag und wir gar nichts für ihn hatten? Der Doktor von Ballydahin, der sanfte, feine Mann, kam geritten und verlangte einen Trank Milch; er gab uns

zwei Schillinge, schickte die Arzneien für das Kind und was es sonst nötig hatte und gab mir jedes Mal etwas zu essen, wenn ich kam, ihn um Rat zu fragen, den er mir niemals versagte; er kam auch und sah nach dem Kind und hörte mit seinen Wohltaten nicht auf, bis es ganz gesund war.«

»Du denkst immer so, Molly, und ich glaube, du hast recht, darum will ich mir auch über den Verkauf der Kuh keine Sorgen machen. Ich will morgen gehen, du musst aber Nadel und Zwirn nehmen und meinen Rock flicken, er ist unter dem Arm aufgerissen.«

Molly versicherte, dass sie alles in Ordnung bringen wollte; den folgenden Tag schickte er sich an und sie schärfte ihm beim Abschied ein, die Kuh nicht anders zu verkaufen als um den höchsten Preis. Mick versprach, es nicht zu vergessen, und machte sich auf den Weg. Er trieb die Kuh langsam durch den kleinen Fluss, der den Weg durchschneidet und unter den alten Mauern von Mourne hinrinnt. Als er vorbeikam, fielen seine Augen auf die Türme und einen von den alten Holunderstämmen, die damals wie kleine Gärten aussahen.

»Ja«, rief er aus, »hätte ich nur die Hälfte des Geldes, das unter euch begraben liegt, so brauchte ich die arme Kuh nicht dahin zu treiben! Ist's nicht ein Jammer, dass es unter der Erde ruht, während noch andere als ich es entbehren müssen! Nun, wenn's Gottes Wille ist, so komme ich mit etwas Geld in der Tasche zurück.«

Mit diesen Worten trieb er sein Vieh weiter. Es war ein schöner Tag, und die Sonne schien glänzend auf die Mauer der alten Abtei, als er daran vorbeikam. Der Weg führte über eine Reihe allmählich aufsteigender Berge, bis er nach drei Stunden auf die Spitze der Anhöhe (die jetzt der Flaschenberg heißt, aber damals den Namen noch nicht führte) gelangte, an welcher Stelle ihn jemand einholte. »Guten Mor-

gen!«, sagte dieser. »Guten Morgen!«, antwortete Mick freundlich, und sah sich nach dem Fremden um; es war ein kleines Männchen, das man ihn einen Zwerg hätte nennen können, doch war er nicht ganz so klein. Er hatte ein altes, verschrumpftes, gelbliches Antlitz, das genau wie welker Blumenkohl aussah, dabei eine dünne, kleine Nase, rote Augen und weiße Haare. Seine Lippen waren nicht rot, sondern sein ganzes Gesicht von einer Farbe, seine Augen ohne Ruhe, überall sich umschauend, und obgleich sie rot waren, so ward doch Micks Herz eiskalt, wenn er sie ansah. Er hatte in der Tat wenig Gefallen an der Gesellschaft des Kleinen, und er konnte nicht das Mindeste von seinen Beinen oder seinem Körper erblicken; das Männchen hatte sich, obgleich der Tag warm war, ganz in einen dicken, weiten Rock eingewickelt.

Mick trieb die Kuh ein wenig schneller, aber der Kleine hielt sich immer neben ihm. Er wusste nicht, auf welche Art er schritt, denn er fürchtete sich zu sehr, um sich nach ihm umzuschauen, und wollte auch nicht das Kreuz über sich schlagen, denn er war bange, der alte Mann möchte zornig werden. Doch deuchte ihn, sein Reisegefährte ginge nicht wie ein anderer Mensch und setzte einen Fuß vor den andern, sondern glitte nur über den rauen Weg (und rau war er genug) wie ein Schatten dahin, ohne Geräusch und ohne Anstrengung. Dem armen Mick zitterte das Herz im Leibe, er sagte ein Gebet für sich und wünschte, er wäre den Tag nicht ausgegangen, oder er wäre schon auf dem Markt, oder er brauchte die Kuh nicht zu hüten, damit er vor dem Gespenst fortlaufen könnte.

Mitten in diesen Ängsten ward er von seinem Gefährten angedet: »Wohin wollt Ihr mit der Kuh, lieber Mann?«

»Nach dem Markt zu Cork«, antwortete Mick zitternd bei dem schnarrenden und schneidenden Ton der Stimme.

»Wollt Ihr sie verkaufen?«, sagte der Fremde.

»Freilich treibe ich sie dahin, um sie zu verkaufen.«

»Wollt Ihr sie mir verkaufen?«

Mick fuhr erschrocken zurück, er fürchtete sich, mit dem Kleinen etwas zu tun zu haben, und fürchtete sich noch mehr, nein zu sagen. Endlich sprach er: »Was wollt Ihr mir dafür geben?«

»Ich will Euch etwas sagen«, antwortete der Kleine, »ich gebe Euch diese Flasche dafür«, indem er eine Flasche unter dem Mantel hervorholte.

Mick schaute erst ihn und die Flasche an, dann musste er, mitten in seiner Angst, in ein lautes Gelächter ausbrechen.

»Lacht nach Herzenslust«, sprach der Kleine, »aber ich sage Euch, diese Flasche ist mehr wert für Euch als alles Geld, das Ihr für die Kuh in Cork bekommt, ja tausendmal mehr.«

Mick lachte wieder: »Ihr denkt wohl«, sagte er, »ich wäre ein solcher Narr, dass ich meine gute Kuh für so eine Flasche hingäbe, die obendrein noch leer ist? Wahrhaftig, daraus wird nichts.«

»Ihr tut besser, wenn Ihr mir die Kuh gebt und die Flasche nehmt; Ihr braucht es Euch nicht leid sein zu lassen.«

»Aber Molly, was würde die sagen? Das würde kein Ende nehmen! Und wie sollte ich meine Pacht zahlen? Und was sollen wir anfangen ohne einen Heller Geld?«

»Ich versichere Euch, die Flasche ist besser als alles Geld, nehmt sie und gebt mir die Kuh. Jetzt sage ich es Euch zum letzten Mal, Mick Purcell.«

Mick war bestürzt. »Wie hat er meinen Namen erfahren!«, dachte er.

Der Fremde fuhr fort: »Mick Purcell, ich kenne Euch und habe Achtung vor Euch, darum folgt meinem Rat, oder Ihr werdet es empfinden. Wisst, Eure Kuh wird Euch hinfallen, ehe Ihr nach Cork kommt.«

Mick wollte eben sagen: »Das verhüte Gott!«, aber der

Kleine setzte hinzu (und Mick war zu aufmerksam, um etwas zu sagen, das ihn schweigen gemacht hätte, und viel zu höflich, als jemand in der Rede zu unterbrechen): »Dann sollt Ihr wissen, es wird so viel Vieh auf dem Markt sein, dass Ihr zu einem geringen Preis losschlagen müsst, und vielleicht fallt Ihr, wenn Ihr nach Haus geht, noch Räufern in die Hände. Doch wozu sage ich Euch das alles, da Ihr doch entschlossen seid, Euer Glück von Euch zu stoßen!«

»O nein, Herr, mein Glück möchte ich nicht von mir stoßen«, sagte Mick, »und wäre ich gewiss, dass die Flasche so gut ist, als Ihr sagt, obgleich ich niemals großen Gefallen an einer leeren Flasche gehabt, wenn ich sie auch selbst ausgetrunken hatte, so wollte ich Euch die Kuh geben im Namen –«

»Bekümmert Euch nicht um Namen«, unterbrach ihn der Kleine, »sondern gebt mir die Kuh; ich habe Euch keine Unwahrheit gesagt und wenn Ihr damit heimkommt, so tut genau, was ich Euch heißen werde.«

Mick zögerte.

»Wohlan«, sagte der Fremde, »guten Tag, Mick Purcell, ich kann nicht länger warten. Noch einmal, nehmt sie hin und seid reich; schlagt sie aus und bettelt für Euern Lebensunterhalt, seht Eure Kinder in Armut, Euer Weib sterbend vor Mangel: Das wird Euer Schicksal sein, Mick Purcell.« Bei diesen Worten lächelte der Kleine boshaft, was seinen Anblick noch grausenhafter machte.

»Mag sein! Ist wohl wahr!«, sagte Mick immer noch zaudernd und unschlüssig, was er tun sollte. Er konnte nicht anders, er musste dem alten Manne glauben, und endlich in einem Anfall von Verzweiflung griff er nach der Flasche und sagte: »Nehmt die Kuh und wenn Ihr mich belogen habt, so wird Euch der Fluch des Armen treffen.«

»Ich achte weder auf Euern Fluch noch auf Euern Segen,

Mick Purcell, aber ich habe die Wahrheit gesprochen, das werdet Ihr noch heute Abend erfahren, wenn Ihr tut, was ich Euch sage.«

»Was soll ich tun?«, fragte Mick.

»Wenn Ihr heimkommt, so kümmert Euch nicht darum, dass Euer Weib ärgerlich ist, sondern bleibt selbst gelassen und heißt sie den Flur sauberkehren, setzt den Tisch zurecht und deckt ein reines Tuch darüber, dann stellt die Flasche auf den Boden und sprecht die Worte: ›Flasche, tue deine Schuldigkeit!‹ Und Ihr werdet den Erfolg sehen.«

»Und das ist alles?«, fragte Mick.

»Nichts weiter«, sagte der Kleine. »Guten Tag, Mick Purcell, Ihr seid ein reicher Mann.«

»Das gebe Gott!«, sagte Mick, als der alte Mann die Kuh forttrieb und er wieder auf dem Heimweg war; doch konnte er nicht umhin, den Kopf umzudrehen und dem Käufer seiner Kuh nachzusehen, bis er ganz verschwunden war.

»Gott behüte und bewahre uns!«, rief Mick, »der gehört nicht dieser Welt an. Aber wo ist meine Kuh?« Sie war fort und Mick ging heimwärts, Gebete für sich hersagend und seine Flasche festhaltend.

»Was wollt' ich anfangen«, dachte er, »wenn sie mir zerbräche, doch dafür will ich tun«, und steckte sie vor seine Brust, besorgt über den Erfolg und zweifelhaft über den Empfang, den er bei seiner Frau zu erwarten hatte. Während er Sorge und Erwartung, Furcht und Hoffnung gegeneinander abwog, erreichte er abends seine Hütte und überraschte seine Frau, die bei dem Torffeuer am Herde saß.

»Ei, Mick, du bist wieder da! Gewiss bist du nicht nach Cork gekommen! Sprich, was ist dir begegnet? Wo ist die Kuh? Hast du sie verkauft? Wie viel hast du dafür gelöst? Was gibt's Neues? Erzähl mir davon.«

»Willst du mir Zeit lassen, Molly, so will ich dir alles

haarklein erzählen. Wo unsere Kuh ist, möchtest du gerne wissen; aber das kann ich dir nicht sagen, denn ich weiß am allerwenigsten, wo sie ist.«

»Was hast du dafür gelöst, Mick? Heraus mit dem Geld!«

»Kleine Geduld, Molly, und du sollst alles hören.«

»Aber was ist das für eine Flasche unter deiner Weste?«, fragte Molly, die den hervorragenden Hals bemerkte.

»Nun sei vergnügt«, sagte Mick, »doch ich muss dir erst erzählen!«, und stellte die Flasche auf den Tisch. »Das ist alles, was ich für die Kuh bekommen habe.«

Die arme Frau war wie vom Donner gerührt. »Alles, was du bekommen hast! Und wozu taugt das, Mick? So hätte ich doch mein Lebtage nicht gedacht, dass du ein solcher Narr wärest. Wie willst du nun die Pacht bezahlen?«

»Willst du Vernunft annehmen, Molly?«, sagte Mick, »so will ich dir erzählen, wie der alte Mann, oder wer es sonst war, mir begegnete, nein, er begegnete mir nicht, sondern er war da bei mir, oben auf dem Berg, und wie er mich dazu bewog, ihm die Kuh zu verkaufen und mir sagte, diese Flasche wäre etwas für mich.«

»Wahrhaftig bloß für dich, du Narr!«, sagte Molly und griff nach der Flasche, um sie ihrem armen Mann an den Kopf zu werfen. Aber Mick fasste sie geschwind, machte sie ganz gelassen (denn er erinnerte sich an den Befehl des Kleinen) von den Händen seines Weibes los und steckte sie wieder vor seine Brust.

Die arme Molly saß da und weinte, während ihr Mick seine Geschichte erzählte und sich dabei oft bekreuzigte und segnete. Indessen konnte sie nicht umhin, ihm Glauben beizumessen, zumal sie an Geister glaubte. Ohne ein Wort zu sprechen, stand sie auf und fing an, den Flur mit einem Büschel Heidekraut zu kehren. Hierauf ordnete sie alles, setzte den langen Tisch zurecht und deckte ein reines Tuch, das ein-

zige, das sie hatten, darüber her, und Mick stellte die Flasche auf die Erde und sprach: »Flasche, tue deine Schuldigkeit!«

»Dort! Dort! Mutter, sieh doch!«, rief der älteste Knabe, ein pausbackiges Kind von fünf Jahren, und sprang an seiner Mutter Seite, als zwei winzige kleine Gestalten, wie Lichtstrahlen, aus der Flasche hervorstiegen und in einem Augenblick den Tisch mit silbernen und goldenen Schüsseln und Tellern besetzten, auf welchen die köstlichsten Speisen lagen, und sowie alles in Ordnung war, wieder in die Flasche hinabstiegen. Mick und seine Frau betrachteten alles mit höchstem Erstaunen, denn sie hatten solche Schüsseln und Teller ihr Lebtag nicht gesehen und glaubten, dergleichen könnte man nicht genug bewundern, sodass sie von dem bloßen Anschauen allen Hunger vergaßen. Endlich sagte Molly: »Komm, Mick, und setz dich nieder, versuch's und iss ein wenig, du musst ja hungrig sein nach einem so guten Tagwerk.«

»Siehst du, der Mann hat keine Unwahrheit von der Flasche gesagt.«

Mick setzte sich und gab auch den Kindern ihren Platz an dem Tisch; sie hielten eine herrliche Mahlzeit und doch blieb die Hälfte der Schüsseln unangerührt.

»Mich soll doch wundern«, sagte Molly, »ob die guten, kleinen Herrn diese kostbaren Sachen wieder wegnehmen werden!« Sie warteten, aber niemand kam. Da hob Molly sorgfältig Schüsseln und Teller auf und sprach: »Gewisslich, es war keine Unwahrheit, du bist jetzt ein reicher Mann, Mick Purcell.«

Sie gingen alle zu Bett, doch nicht um zu schlafen, sondern um zu verabreden, wie sie diese köstlichen Dinge, deren sie nicht bedurften, zu Geld machen wollten, um mehr Ländereien zu übernehmen. Mick ging nach Cork, verkaufte seine Goldschüsseln, erhandelte sich Wagen und Pferd

und überlegte, wie er viel Geld erwerben könnte. Sie gaben sich alle Mühe, die Flasche geheim zu halten, doch vergeblich; der Gutsherr brachte es heraus. Eines Tages kam er zu Mick und fragte ihn, wie er zu all dem Geld gekommen wäre, das er doch in keinem Falle durch die Pacht gewonnen hätte; er quälte ihn so lange, bis Mick ihm endlich von der Flasche sagte. Der Gutsherr bot viel Geld, doch dafür wollte sie Mick nicht geben, bis er ihm zuletzt alles, was er jetzt in Pacht hatte, als Eigentum anbot. Da dachte Mick, der reich genug war, nun bedürfe er des Geldes weiter nicht mehr, und gab die Flasche hin.

Mick hatte sich verrechnet, er und die Seinigen verschleuderten das Geld, als wenn es kein Ende nehmen könnte, und um die Geschichte kurz zu machen, sie wurden immer ärmer und ärmer, bis sie am Ende nichts mehr übrig hatten als eine Kuh, welche Mick abermals wieder vor sich her trieb, um sie auf dem Markt zu Cork zu verkaufen, nicht ohne Hoffnung, dem kleinen Mann von neuem zu begegnen und eine andere Flasche zu erhalten. Der Tag brach eben an, als er sich von Haus aufmachte, und er ging einen guten Schritt, bis er zu der Höhe kam. Die Nebel schlofen noch in den Tälern und kräuselten sich in duftigen Kränzen auf der braunen Heide rings um ihn her. Die Sonne erhob sich zu seiner Linken und vor seinen Füßen sprang eine Lerche aus ihrem Lager im Gras und stieg, ihren fröhlichen Morgengesang anstimmend, in den blauen Himmel hinauf.

Mick bekreuzigte sich, horchte auf den süßen Gesang der Lerche und musste beständig an das alte, kleine Männchen denken. Da wurde er, gerade als er den Gipfel des Bergs erreichte und seine Augen auf die weite Aussicht vor und hinter sich warf, von der wohlbekanntten Stimme sowohl erschreckt als erfreut, die ihm zurief: »Nicht wahr, Mick Purcell, ich sagte dir, du würdest ein reicher Mann werden?«

»Gewiss, es war keine Lüge, Herr! Ich wünsche Euch einen guten Morgen, aber dass ich zurzeit ein reicher Mann bin, kann ich nicht sagen. Habt Ihr eine andere Flasche? Ich bedarf ihrer so gut wie vordem. Habt Ihr sie, Herr, hier ist die Kuh dafür.«

»Und hier ist die Flasche«, sagte der Kleine und lächelte, »du weißt, was du damit zu tun hast.«

»Ach ja«, antwortete er, »ich will es schon recht machen.«

»Guten Tag, Herr«, rief Mick, als er sich auf den Heimweg begab, »gutes Glück Euch und gutes Glück dem hohen Berg, dem Flaschenberg, damit er einen Namen bekommt; guten Tag, Herr, guten Tag!« Damit eilte er, so schnell er konnte, zurück, ohne sich nur einmal nach dem Kleinen mit dem weißen Gesicht und der Kuh umzuschauen, nur besorgt, seine Flasche heimzubringen. Wohlbehalten langte er damit an, und sobald er Molly erblickte, rief er aus: »Ja, ich habe eine andere Flasche!«

»Tausend!«, rief die Frau. »Hast du sie? Du bist ein Glückskind, Mick Purcell, ja, das bist du!«

Sie brachte alles sogleich in Ordnung, und Mick, seine Flasche betrachtend, schrie in seiner Freude: »Flasche, tue deine Schuldigkeit!« In einem Augenblick sprangen zwei große, gewaltige Männer aus der Flasche mit dicken Knütteln in den Händen, die den armen Mick, seine Frau und seine ganze Familie unbarmherzig bläuten, bis alles auf dem Boden lag, worauf sie in die Flasche zurückeilten. Mick, sobald er wieder zu Besinnung kam, stand auf und sah sich um. Er sann und sann. Endlich hob er Frau und Kinder in die Höhe, und sprach: »Macht, dass Ihr Euch wieder erholt, so gut es geht«, nahm die Flasche unter den Mantel und begab sich zu seinem Gutsherrn.

Dort war große Gesellschaft und Mick bat einen Bedienten, dem Herrn zu sagen, dass er ein paar Worte mit ihm zu

sprechen wünsche. Endlich kam der Herr heraus und fragte:

»Was bringt Ihr mir Neues, Mick?«

»Nichts, Herr, als dass ich eine andere Flasche habe.«

»Ei, ei! Ist sie auch so gut wie die erste?«

»Jawohl, Herr, noch besser. Wenn's Euch beliebt, so will ich sie Euch vor allen Herrn und Damen zeigen.«

»Tretet nur herein«, sprach der Gutsherr und Mick ward in den Saal geführt, wo er seine alte Flasche erblickte, die oben auf dem Gesimse stand. »Sieh da!«, sagte er zu sich selbst, »vielleicht habe ich dich in kurzem wieder!«

»Wohlan«, sagte der Gutsherr, »zeigt her Eure Flasche!« Mick setzte sie auf den Boden und sprach die Zauberworte. In einem Augenblick lag der Gutsherr darnieder, Damen und Herren, Bediente und wer sonst zugegen war, rannten, schrien, wälzten sich, stießen mit den Füßen und heulten. Becher und Teller rollten nach allen Seiten hin, bis der Gutsherr endlich ausrief: »Bring diese zwei Teufel zur Ruhe, Mick Purcell, oder ich lasse dich aufhängen!«

»Nicht eher sollen sie aufhören«, sagte Mick, »als bis Ihr mir meine Flasche wiedergebt, die ich dort oben auf dem Gesims sehe.«

»Holt sie ihm herab«, sagte der Herr, »ehe wir alle ermordet sind.«

Mick steckte die alte Flasche vor seine Brust, die Männer sprangen wieder in die neue hinein und er trug sie beide heim. Was soll ich noch weiter erzählen, dass Mick reicher ward als zuvor, dass sein Sohn die Tochter des Gutsherrn heiratete, dass er und sein Weib in hohem Alter starben und bei ihrer Leichenfeier einige Diener in Streit gerieten und die Flaschen zerbrachen! Doch der Berg hat noch immer den Namen und wird wohl Flaschenberg heißen bis ans Ende der Welt.

Herr und Diener

Billy Mac Daniel war ein so artiger junger Bursch, als je einer in einer Tanzgesellschaft seine Sprünge machte, eine Kanne leerte oder den Stock, den er unter dem Rock trug, handhabte. Er fürchtete nichts als den Mangel eines Trunkes, sorgte für nichts, als wer ihn bezahlen sollte, und dachte an nichts, als wie er dem Wirt deshalb einen blauen Dunst vor die Augen machen wollte. Trunken oder nüchtern, ein Wort und ein Schlag war immer seine Weise, und das ist eine treffliche Weise, entweder einen Streit anzufangen oder zu beenden. Viel betrübter war es, dass Mac Daniel durch diese Art zu denken, zu fürchten und für nichts zu sorgen in böse Gesellschaft geriet, denn ohne Zweifel ist das stille Volk die schlimmste Gesellschaft, in die jemand geraten kann.

Es trug sich zu, dass Mac Daniel in einer klaren Winter nacht nicht lang nach Christtag auf dem Heimwege war. Der Vollmond glänzte, doch obgleich die Nacht so schön war, als das Herz nur wünschen konnte, so fiel ihm doch die Kälte beschwerlich. »Bei meiner Treu«, schnatterte er, »ein gutes Glas Wein wäre auch kein schlimmes Ding, das Herz eines Menschen, der innerlich friert, zu stärken; ich wünschte, ich hätte von dem besten und gut gemessen.«

»Brauchst nicht zweimal zu wünschen, Mac Daniel!«, sagte ein kleines Männchen in einem dreieckigen, mit Goldtressen besetzten Hut und mit großen Silberschnallen auf den Schuhen, so groß, dass es ein Wunder war, wie es sie tragen konnte. Es reichte ihm ein Glas dar, nicht kleiner als seine eigene Person, angefüllt mit einem so guten Wein, als je Augen gesehen oder Lippen gekostet haben.

»Prost, kleiner Mann«, sagte Mac Daniel unerschrocken, wiewohl er gleich merkte, dass er zu dem stillen Volke gehörte, »auf Euer Wohl und mich bestens zu bedanken; mit

der Zahlung hat's gute Wege«, und nahm das Glas und trank es in einem Zuge rein aus.

»Prost!«, sagte der Kleine, »und sei herzlich willkommen, aber denke nicht, mich zu prellen, wie du bei andern getan hast. Heraus mit dem Beutel und als ein ehrlicher Mann bezahlt!«

»Bezahlen soll ich Euch?«, antwortete Mac Daniel, »könnte ich Euch nicht aufheben und in meine Tasche stecken wie eine Brombeere?«

»Billy Mac Daniel«, sagte der Kleine und ward ganz ärgerlich, »willst du mir dienen sieben Jahre und einen Tag, so soll das meine Bezahlung sein. Mache dich bereit, mir zu folgen.«

Als Mac Daniel das hörte, reute es ihn, so keck zu dem Kleinen gesprochen zu haben. Er fühlte sich, und konnte doch nicht sagen wie, genötigt, dem fremden Mann durch das Land zu folgen, auf und ab, über Hecken und Graben, Sumpf und Moor, ohne Rast und Ruhe.

Als der Morgen zu dämmern begann, wendete sich der Kleine um und sprach: »Du kannst nun heimgehen, Mac Daniel, aber auf deine Gefahr säume nicht, dich nachts auf dem Fortfield bei mir einzustellen, sonst wird es dir lange Zeit schlecht ergehen. Finde ich dich aber als einen treuen Diener, so wirst du mich als einen nachsichtigen Herrn finden.«

Mac Daniel ging heim, müde und matt wie er war, ließen ihn die Gedanken an den kleinen Mann keinen Augenblick schlafen. Doch wagte er es nicht, seinem Gebot ungehorsam zu sein, und in der Abendzeit machte er sich auf und ging nach Fortfield. Er war noch nicht lange da, so kam der Kleine auf ihn zu und sagte: »Mac Daniel, ich habe für diese Nacht eine weite Reise vor, saddle mir eins von meinen Pferden, das andere kannst du für dich satteln, denn du sollst mich begleiten und bist wahrscheinlich von deinem Gang in voriger Nacht noch müde.«

Mac Daniel dankte seinem Herrn für diese Aufmerksamkeit, »doch«, sagte er, »wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, Herr, so möchte ich fragen, wo der Weg nach Euerm Stall ist, denn ich sehe nichts als die Burg hier und den alten Dornstamm in der Ecke des Feldes und den Strom, der in dem Tal unten rinnt, und ein Stückchen Moor uns gegenüber.«

»Spare nur deine Fragen«, sagte der Kleine, »aber geh hinüber zu dem Stückchen Moor und bringe mir zwei von den stärksten Binsen, die du finden kannst.«

Mac Daniel gehorchte, verwunderte sich aber, was der kleine Mann damit wollte. Er zog zwei der stärksten Binsen, die er finden konnte, aus, mit einem kleinen Büschel brauner Blüten an jeder Seite, und brachte sie seinem Herrn.

»Sitz auf, Mac Daniel«, sprach der Kleine, indem er eine von den Binsen nahm und quer darüberschritt.

»Wo soll ich aufsitzen, wenn's Ew. Gnaden beliebt?«

»Ei, auf den Rücken des Pferdes, wie ich, natürlich«, sagte der Kleine.

»Wollt Ihr einen Narren aus mir machen, wie Ihr einer seid«, sagte Mac Daniel, »indem Ihr verlangt, ich soll mich zu Pferd auf dieses Stückchen Binse setzen? Ihr möchtet mir wohl weismachen, die Binse, die ich eben drüben aus dem Moor ausrupfte, sei ein Pferd?«

»Auf! Auf! Ohne Widerrede«, sagte das Männchen und sah ärgerlich aus, »das beste Pferd, das du je geritten hast, war nur eine Mähre gegen dieses.«

Mac Daniel dachte, das alles wäre nur ein Scherz, und besorgt, sein Herr möchte verdrießlich werden, beschritt er die Binse. Der Kleine rief dreimal: »*Borram!*¹ *Borram!* *Borram!*«, und Mac Daniel tat dasselbe. Augenblicklich schwol-

1 ›Werde groß!‹

len die Binsen zu prächtigen Pferden auf und jagten rasch dahin; aber Mac Daniel, der die Binse zwischen seine Beine genommen hatte, ohne viel zu achten wie, fand sich auf dem Rücken des Pferdes verkehrt sitzen und ganz tölpisch mit dem Gesicht nach dem Schweif. Und so rasch war das Ross mit ihm fortgesprengt, dass es ihm unmöglich war, sich herumzusetzen, und nichts übrig blieb, als sich an den Schweif zu halten.

Endlich gelangten sie zu dem Ziele ihrer Reise und hielten vor der Türe eines ansehnlichen Hauses. »Nun, Mac Daniel«, sagte der Kleine, »tue, was du siehst, dass ich tue, und folge mir auf der Ferse; doch da du nicht deines Pferdes Kopf von seinem Schweif unterscheiden konntest, so hüte dich, dass du nicht in deinen eigenen Kopf den Wirbel bekommst und du am Ende nicht recht weißt, ob du auf dem Kopf stehst oder auf den Beinen; denn kann auch nach dem Sprichwort der alte Rebensaft eine Katze zum Sprechen bringen, so kann er auch einen Menschen stumm machen.«

Darauf sprach der Kleine einige wunderlich lautende Worte, aus welchen Mac Daniel keinen Sinn bringen konnte, wiewohl er die Fähigkeit erhielt, sie nachzusprechen. Nun schlüpfen beide durch das Schlüsseloch des Tors und so durch ein Schlüsseloch nach dem andern, bis sie in den Keller kamen, der mit allen Arten von Wein wohl versehen war.

Der Kleine fing alsbald an, gewaltig zu trinken, und Mac Daniel, dem das Beispiel keineswegs missfiel, tat dasselbe. »Wahrhaftig, Ihr seid der beste Herr«, sagte Mac Daniel, »einen bessern gibts auf der ganzen Welt nicht; ich bleibe mit dem größten Vergnügen in Euerm Dienst, wenn Ihr fortfahrt, mir Wein vollauf zu geben.«

»Ich habe keinen Handel mit dir gemacht«, antwortete der Kleine, »und will auch keinen machen, doch auf und folge mir.«

Sie gingen fort von Schlüsseloch zu Schlüsseloch und beide stiegen auf die Binsen, die sie am Eingangstor gelassen hatten, und kaum waren die Worte »*Borram! Borram! Borram!*« über ihre Lippen, so rauschten sie fort, indem sie die dunkeln Wolken wie Schneebälle vor sich her stießen.

Als sie zu Fortfield wieder angelangt waren, entließ der kleine Mann seinen Diener, jedoch mit dem Befehl, in der folgenden Nacht um dieselbe Stunde sich wieder einzustellen. Und so ging es von nun an eine Nacht nach der andern, sie richteten ihre Fahrt bald hierhin, bald dorthin, nördlich, östlich und südlich, bis es in ganz Irland keinen ordentlichen Weinkeller mehr gab, den sie nicht besucht hatten, und sie kannten Blume und Geschmack eines jeden Weines so gut, ja noch besser als der Kellner selbst.

In einer Nacht, als Mac Daniel den kleinen Mann wie gewöhnlich in Fortfield antraf und im Begriff war, nach dem Moor zu gehen und die Reisepferde zu holen, sagte der Herr: »Heute Abend mußt du noch ein Pferd mehr mitbringen, möglich, dass wir in größerer Gesellschaft zurückkommen, als wir ausziehen.«

Mac Daniel, der schon wusste, dass er einen Befehl seines Herrn ohne weiteres Fragen auszurichten hatte, brachte noch eine dritte Binse, voll Verwunderung, wer es wohl sein könnte, der in ihrer Gesellschaft zurückreisen würde, und ob er einen Kameraden im Dienste bekommen sollte. »Ist er nur erst da«, dachte Mac Daniel, »so soll er jedes Mal gehen und die Pferde im Moor holen, denn ich sehe nicht, warum ich nicht von Haut und Haar ein ebenso feiner Mann sein soll als mein Meister.«

Sie machten sich auf den Weg, und Mac Daniel hatte das dritte Pferd am Zügel. Sie hielten nicht eher an, als bis sie zu einem einsam liegenden Pächterhaus in der Grafschaft Limerick gekommen waren, nahe bei der alten Burg von Car-

rigogunniel, welche nach der Sage von dem großen Brian Boru gebaut war. Drinnen im Haus wurde ein Fest gefeiert und der Kleine blieb einige Zeit außen stehen, um zu horchen; aber plötzlich kehrte er sich um und sagte: »Mac Daniel, morgen werde ich tausend Jahr alt!«

»Werdet Ihr das, Herr«, antwortete Mac Daniel. »Gott segne Euch!«

»Aber sage das niemand wieder, Mac Daniel, was ich dir da entdeckt habe, es würde zu meinem Verderben auf immer gereichen. Da ich aber morgen tausend Jahr auf der Welt bin, so denke ich, es ist hohe Zeit, mich zu verheiraten.«

»Das scheint mir auch so, ohne allen Zweifel«, antwortete Mac Daniel, »wenn Ihr willens seid zu heiraten.«

»Und bloß aus diesem Grunde bin ich nach Carrigogunniel gekommen, denn in diesem Hause, gerade an diesem Abend, ist der junge Darby Riley im Begriff, die Bridget Rooney zu heiraten, und da es ein schlankes und allerliebste Mädchen ist und von ehrbaren Leuten abstammt, so denke ich, sie selber zu heiraten und mit mir fortzunehmen.«

»Und was wird Darby Riley dazu sagen?«, bemerkte Mac Daniel.

»Schweig«, sagte der Kleine und sah ihn mit strengem Blick an, »ich habe dich nicht hergebracht, dass du mir Fragen vorlegen solltest.« Und ohne weiter sich über diesen Gegenstand zu äußern, sprach er jene seltsamen Worte aus, welche die Kraft verliehen, durch die Schlüssellöcher so leicht als durch die freie Luft zu gehen, und dem Mac Daniel gefiel es selbst gar sehr, dass er im Stande war, sie ihm nachzusagen.

Beide drangen also hinein und um die Gesellschaft besser zu sehen, hüpfte der Kleine behänd wie ein Sperling auf einen von den dicken Balken, welche quer durch das Haus über den Häuptern der Leute herliefen, und Mac Daniel tat das-

selbe von der andern Seite. Doch nicht gewohnt, auf einem solchen Platz, wie auf einer Hühnerstange, zu sitzen, hingen seine Beine so ungeschickt als möglich herab, und offenbar hatte er sich die Art, mit welcher der Kleine sich zusammenkauchte, nicht zum Muster genommen. Aber dieser, wenn er sein Lebtag ein Schneider gewesen wäre, hätte nicht zufriedner mit untergeschlagenen Beinen dasitzen können.

So saßen beide, Herr und Diener, und schauten auf das lustige Fest herab, das vor ihren Augen begangen wurde. Da war der Geistliche, der Pfeifer, der Vater von Darby Riley mit Darbys zwei Brüdern und seines Oheims Sohn; da war der Vater und die Mutter von Bridget Rooney (das alte Paar war diesen Abend stolz auf die Tochter und das mit allem Recht) und ihre vier Schwestern mit funkelneuen Bändern auf den Mützen und ihre drei Brüder, die alle so frisch und munter aussahen als je drei Burschen in Munster; da waren Oheime und Muhmen, Gevatterinnen und Vettern genug, um das Haus voll zu machen. Da war Essen und Trinken im Überfluss und Platz an dem Tisch für jeden, und wenn die Zahl noch einmal so groß gewesen wäre.

Nun ereignete es sich, gerade als Mrs Rooney dem Geistlichen bei dem ersten Schnitt in das Haupt des Spanferkels, das mit weißem Wirsing köstlich gefüllt war, hilfreiche Hand leistete, dass die Braut niesen musste. Jedermann an dem Tisch fuhr auf, aber keine Seele sprach: »Gott segne uns!«, denn alle dachten, der Geistliche würde das tun, wie er auch, wenn er seine Pflicht beachtet hätte, tun musste, und niemand wollte ihm das Wort vor dem Munde wegnehmen, während er unglücklicherweise mit dem Haupt des Spanferkels und dem Gemüse beschäftigt war. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen machten Scherz und Fröhlichkeit bei dem Fest, dass der fromme Segensspruch vergessen wurde.

Bei diesem Umstand waren beide, Mac Daniel und sein Meister, von ihren erhabenen Sitzen herab keine gleichgültigen Zuschauer.

»Ha!«, rief der Kleine, indem er mit freudiger Bewegung ein Bein unter sich hervorzog und sein Auge mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, während seine Augenbrauen sich spitz in die Höhe zogen, »ha!«, sagte er, schielte nach der Braut und dann nach Mac Daniel, »halb habe ich sie; wahrhaftig, lass sie nur zweimal niesen, so ist sie mein, dem Priester, Messbuch und Darby Riley zum Trotz!«

Die schöne Braut nieste zum zweiten Mal, doch so sanft und verschämt, dass wenige, den kleinen Mann ausgenommen, es bemerkten oder zu bemerken schienen, und niemand daran dachte zu sagen »Gott segne uns!«.

Mac Daniel hatte während dieser Zeit das arme Mädchen mit den traurigsten Blicken angesehen, denn er musste beständig daran denken, wie betrübt es wäre für ein artiges junges Geschöpf von neunzehn Jahren mit großen blauen Augen, zarter Haut und Grübchen in den Backen, von Glück und Lust erfüllt, gezwungen zu werden, ein garstiges, kleines Stück von einem Manne zu heiraten, der tausend Jahr, weniger einen Tag, alt ist.

In diesem entscheidenden Augenblick nieste die Braut zum dritten Mal und Mac Daniel rief aus allen Kräften: »Gott segne uns!« Ob dieser Ausruf eine Folge seines Selbstgesprächs war oder Macht der Gewohnheit, konnte er selbst nicht genau sagen. Aber kaum waren die Worte heraus, so sprang der kleine Mann, dessen Gesicht von Zorn und Verdross glühte, von dem Balken, auf welchem er gehockt hatte, herab und schrie mit dem grellen Ton einer kreischenden Sackpfeife: »Ich entlasse dich aus meinem Dienste! Nimm das zum Lohn!«, wobei er dem Mac Daniel einen wütenden Stoß gab, der den armen zappelnden Diener auf Gesicht und

Hände mitten zwischen die aufgetragenen Speisen herunterstürzte.

Wenn Mac Daniel erschrocken war, so war es ein jeder in der Gesellschaft, in welche er ohne alle Feierlichkeit eingeführt wurde, noch mehr; doch als sie seine Erzählung hörten, legte Vater Cooney Messer und Gabel hin und traute das junge Paar auf der Stelle. Mac Daniel tanzte die Rinka bei der Hochzeit und aß und trank nach Herzenslust, worauf er mehr hielt als auf den Tanz.

Von Glück und Zaubermelodien

Von Irland kam sie mit der Flut,
Sie kam von Tipperary;
Sie hatte warmes, rasches Blut,
Die junge Dirn, die Mary.
Und als sie keck ans Ufer sprang,
Da riefen die Matrosen:
»Die Dirne Mary, Gott sei Dank,
Gleicht einer wilden Rosen!«

Mary

Manch' schöne Jungfrau Erin hat,
Aus deren Auge Treue blickt,
Und die, wenn ich nach Hause komm',
Mich liebend an ihr Herze drückt!
Das Schloss der Ungewissheit

Die Wundermelodie

Maurice Connor war der tüchtigste Flötenspieler in ganz Munster. Es gab kein Lied, das er nicht kannte, und was das Merkwürdigste war, er konnte einen Tanz spielen, der alles um ihn auf die Füße brachte und im Takte mithüpfen machte. Nie wurde eine Hochzeit oder Kindstaufe gefeiert, bei der er nicht eingeladen war, und da er blind war, so führte ihn seine alte Mutter gewöhnlich hin.

So war er auch eines Tags an den Strand von Trafaska gekommen, um den jungen Leuten zum Tanze aufzuspielen. Er spielte herrlich und alle sagten, nie eine lieblichere und fröhlichere Musik gehört zu haben. Da fragte ihn einer, ob er auch etwas trinken wolle.

»Gewiss«, erwiderte er.

»Was willst du trinken?«

»Das kommt mir so genau nicht darauf an, wenn es nur kein Wasser ist.«

»Ich habe aber kein Glas bei der Hand; hier ist die Flasche!«

»Das macht nichts, mein Mund hält gerade ein Glas voll; ich habe es schon oft genug probiert.«

Maurice setzte an und reichte dem freundlichen Paddy die leere Flasche zurück mit dem Bemerkung, dass er selten solchen guten Schnaps getrunken habe.

So kam es dann, dass Maurice allmählich in eine andere Stimmung kam und seine berühmte Zaubermelodie spielte. Augenblicklich fingen alle um ihn zu tanzen an, und er blieb selber nicht ruhig dabei. Seine Mutter sprang herum wie ein achtzehnjähriges Mädchen, und die Fische hüpfen aus dem Wasser. Ja, mit der Zeit kamen sogar die Krebse und andere Seetiere ans Land und nahmen an dem allgemeinen Tanze teil. Maurice blies immerzu und hüpfte da-

bei so hoch, wie er konnte. Da hörte er nun auf einmal eine Mädchenstimme zu ihm singen:

»Ich wohne tief im Wasser,
Ein Königskind bin ich,
Komm mit mir, Maurice Connor,
Und nimm zum Weibe mich.

Nimm mich zur Frau, du wirst dann
Der Fische König sein;
Und Schätze von Gold und Silber
Die nennest du dann dein!«

Maurice erwiderte:

»Ich bin dir sehr verbunden,
Hab' Gold und Silber gern,
Auch möcht' ich einmal spielen
Den königlichen Herrn.

Auch deines Vaters Tochter
Ist mir sehr angenehm,
Jedoch das salz'ge Wasser
War mir stets unbequem!«

Doch die schöne Jungfrau ließ sich nicht abschrecken und gab ihm beständig die besten Worte, doch mit ihr zu gehen.

Maurices Mutter wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. »Um Gottes willen«, rief sie aus, »er wird doch wohl dieses schuppige Frauenzimmer nicht heiraten wollen! Das ist ja gegen alle Natur. Und wenn ich dann eines Tages Großmutter werden sollte, wie leicht könnte es da geschehen, dass ich meinen Enkel aufäße. Maurice, bleib bei deiner al-

ten Mutter, die dich in der christlichen Religion erzogen hat!«

Aber Maurice schien taub geworden zu sein, denn er tanzte und spielte immerzu und ließ sich's in der Gesellschaft der schönen Seejungfrau recht wohl sein.

»Mutter«, sagte er endlich, »ich werde jetzt zum Fischkönig und gehe mit dem lieblichen Mädchen, und zum Zeichen, dass ich lebe, werde ich dir jedes Jahr ein brennendes Stück Holz nach Trafaska schicken!« Darnach hüllte ihn die Nixe in ihren großen Mantel, und eine Welle kam und nahm sie beide mit.

Maurice hielt Wort. Er schickte jedes Jahr unter großen Schwierigkeiten einen brennenden Balken nach Trafaska; ein Paar neue Schuhe wären allerdings ein passenderes Geschenk für seine Mutter gewesen, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

Doch die arme Frau erlebte die Ankunft des ersten brennenden Balkens nicht; denn schon drei Monate, nachdem sie ihren Sohn verloren hatte, umschloss sie das Grab.

Die Nixe von Gollerus

Eines schönen Sommermorgens stand Dick Fitzgerald am Hafen von Smerwick und rauchte behaglich sein Pfeifchen.

»Diesen Morgen sollte sich ein jeder folgende zum Muster nehmen«, sprach er leise zu sich selber. Dass er keine Gesellschaft hatte, schien ihm übrigens nicht recht zu sein; denn er fuhr fort: »Was ist eigentlich der Mensch in der weiten Welt ohne Frau? Eine Flasche ohne einen Tropfen darin, ein Tanz ohne Musik, eine Angel ohne Haken, ein Messer ohne Stiel – kurzum, er ist nur ein halber Mensch!«

Währenddem er nun nachdachte, wie er selber diesem Bedürfnisse abhelfen könne, fielen seine Augen auf eine fremd aussehende Jungfrau, die am Fuße eines Felsens saß und ihr grasgrünes Haar kämmte. Neben ihr lag die *Cohuleen Driuth*¹, wie sie gewöhnlich die Wassernixen gebrauchen. Da Dick sehr wohl wusste, dass er mit dem Besitze jener Mütze auch zugleich die schöne Jungfrau in seine Gewalt bekam, so schlich er sich leise herbei und nahm sie unbemerkt weg und das Mädchen sah ihn erst, nachdem es zu spät war.

Sie weinte bitterlich, aber Dick ließ sich durch nichts bewegen, sein wertvolles Pfand wieder herauszugeben.

»Weine nicht«, sprach er mitleidig und setzte sich an ihre Seite und legte ihre Hand in die seinige, um sie zu trösten.

»Wie heißt du, mein Schatz?«, fragte er nach einer Weile, aber sie gab ihm keine Antwort und es schien, als könne sie gar nicht sprechen.

Darauf legte er ihre Hand an sein Herz und seufzte.

»Mensch«, sprach sie, »willst du mich essen?«

1 kleine Zaubermütze

»Nicht für alle Unterröcke und Schürzen in ganz Irland«, rief Dick freudig aus, »lieber würde ich mich selber aufessen!«

»Aber was willst du, Mensch, wenn du mich nicht issest, eigentlich mit mir tun?«

»Lieber Fisch, ich will dich vor der ganzen Welt zur Mrs Fitzgerald machen!«

»Das brauchst du nicht zweimal zu sagen; ich gehe mit dir, sobald ich mein Haar geflochten habe.«

Als sie damit fertig war, steckte sie den Kamm in die Tasche und flüsterte dem Wasser einige Worte zu.

»Sprichst du, Schatz, mit dem Wasser?«

»Ich sagte ihm nur, es solle meinem Vater mitteilen, dass er mich nicht zurückerwartet.«

»Wer ist denn dein Vater, mein lieber Schatz?«

»Was? Du kennst meinen Vater nicht! Er ist ja der König der Wellen!«

»Dann bist du ja eine Prinzessin! Also dein Vater ist der Wasserkönig; ihm gehört wohl auch das viele Geld auf dem Meeresgrund?«

»Was ist Geld?«

»Ein sehr nützliches Ding. Die Fische verstehen dich vielleicht und bringen dir, was du haben willst?«

»Gewiss.«

»Das ist sehr schön. Ich habe leider nur ein Strohbett zu Hause, und das passt doch nicht für eine Königstochter; ein schönes weiches Federbett mit ein paar warmen wollenen Decken – doch was spreche ich doch eigentlich – du hast wohl nie da unten im Wasser erfahren, was ein Bett ist?«

»O, ich habe allein vierzehn Betten, Austerbetten nämlich!«

»Doch ich sprach von einem Federbette –«

Dick endete seinen Satz nicht; Bett oder keins, Geld oder

keins, dachte er, ich heirate die schöne Wasserjungfrau, und ging gleich mit ihr zum Priester.

»Was fällt dir ein«, sprach dieser, »du wirst doch keinen Fisch heiraten wollen? Sieh doch einmal die Schwimmhaut zwischen ihren Fingern und die Schuppen auf ihrem Nacken an!«

»Ich bitte Euch, Hochehrwürden«, erwiderte Dick, »sie ist die Tochter eines Königs und da nimmt man es nicht so genau!«

»Und wenn sie die Tochter von fünfzig Königen wäre – ein Mensch kann doch keinen Fisch heiraten!«

»Sie ist so sanft und schön wie der Mond!«

»Und wenn sie so schön wie die Sonne samt allen Sternen ist – ich sage dir, es geht nicht!«

»Aber sie besitzt alles Gold unten auf dem Meeresgrund, und ich kann für mein gutes Geld schon leicht einen andern Priester finden, der mich mit ihr traut!«

»Das ändert die Sache natürlich ganz bedeutend; aber warum hast du denn dies nicht gleich gesagt? Du musst sie unbedingt heiraten und wenn sie hundertmal ein Fisch wäre. Geld darf man bei diesen schlechten Zeiten nicht ausschlagen!«

Darauf fand die Trauung statt und Dick ging alsdann mit seiner jungen Frau nach Hause. Es war ein Vergnügen zuzusehen, wie geschickt sie sich bei den häuslichen Arbeiten anstellte und wie fleißig sie beständig war; dass Dick daher ein sehr glückliches Leben mit ihr führte, versteht sich wohl von selbst. Dick wäre sicherlich sein ganzes Leben glücklich geblieben, wenn er die *Cohuleen Driuth* sorgfältig verwahrt hätte. Aber zuletzt dachte er vor lauter Glück gar nicht mehr daran, und so kam es dann, dass, als er eines Tages auf den Markt gegangen war, seine Frau sie beim Stubenkehren in einer Ecke fand. Sie hob sie auf und dachte über die vielen

glücklichen Stunden nach, die sie unten im Wasser verlebt hatte, und sehnte sich nach ihren Eltern und Gespielinnen zurück.

»Doch, was wird Dick sagen, wenn er zurückkommt und seine Kinder ohne Mutter findet?«, sprach sie zu sich. »Nun, er wird mich ja nicht auf immer verlieren, denn ich werde bald wieder zu ihm zurückkehren.« Darnach küsste sie ihr jüngstes Kind in der Wiege und bat ihre älteste Tochter, ja recht Acht auf es zu geben, bis sie wiederkomme.

Dann ging sie hinab an den Strand. Das Meer war still und ruhig und die helle Sonne spiegelte sich darin. Ihre schönen Jugendjahre zogen noch einmal an ihrem Geiste vorüber, dann setzte sie ihre Mütze auf und verschwand im Wasser. Als sie das Wasser berührte, vergaß sie alles, was sie auf dem Lande erlebt hatte, und kam daher auch nie wieder.

Dick ging tagtäglich mit seinen Kindern an den Strand und rief nach ihr, aber vergebens. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass sie ihr Vater gegen ihren Willen mit Gewalt zurückbehalte; denn dass sie ihn und die Kleinen jemals vergessen konnte, war ihm nicht denkbar.

Die goldene Schlafnadel

Die liebliche Fiongalla war die Tochter von Glas, dem Fürsten von Desmond¹, über dessen Familie seit mehr als zwei Jahrhunderten der Fluch verhängt war, dass sich keine Jungfrau daraus verheiraten durfte, wenn ihr Geliebter nicht den *Craov Cuilleann*², das *Luis Bui*³ und die roten Beeren des *Uhar*⁴ aus dem *Donn Thir*⁵ brächte. Ein *Corrochan*⁶ lag seit Menschengedenken bereit, die waghalsigen Abenteurer aufzunehmen, aber keinen von denen, die hineingestiegen waren, sah man je zurückkehren. In dieser Familie lebte auch die Zauberin Amarach, von der kein Mensch sagen konnte, wie alt sie war, und sich auch niemand erinnerte, sie jemals mit einem jüngeren Gesichte gesehen zu haben.

Nun kam eines Tages Feargal, der Sohn des Edelmannes Ciocal, der viel von der Schönheit und Anmut Fiongallas gehört hatte, zu Glas und bat ihn, sein Glück versuchen zu dürfen. Die edle Jungfrau bat ihn inbrünstig, doch von seinem Vorhaben abzulassen, da schon so viele tapfere Ritter dadurch ihren Tod gefunden hätten; Feargal aber stand unter dem Schutze der mächtigen Finncaev, die ihm ihren Beistand versprochen hatte, und so ließ er sich durch nichts abhalten.

Auch die alte Amarach versuchte den Jüngling davon abzuhalten, aber aus ganz andern Gründen, denn sie war die Hexe, der die Glas'sche Familie diesen Fluch zu verdanken hatte, und sie wusste recht wohl, dass Feargal unter dem

- 1 Süd-Munster
- 2 Stechpalmenzweig
- 3 Dotter- und Ringelblume
- 4 Eibenbaum
- 5 dunkles Land
- 6 mit Leder überzogenes Boot

Schutze der Finncaev stand, die ihren Einfluss leicht untergraben könne.

Feargal machte sich also auf den Weg nach dem Strande. Er kam an mehreren Gräbern längst verstorbener Helden vorbei, wo sich ihm eine lange, weiße Gestalt entgegenstellte. Es war seine Schutzgöttin.

»Du hast«, sprach sie, »eine gefährliche Arbeit übernommen; folge daher meinem Rate, damit du dabei nicht den Tod findest. Wenn du im Boote an die dunkle Küste kommst, darfst du nicht eher aussteigen, bis du meine drei Diener am Ufer siehst. Ich werde sie dir jetzt vorstellen.«

Darauf schlug sie einen großen, neben ihr liegenden Stein mit ihrer Zauberrute, wonach derselbe in tausend Stücke brach. »*Cush fe Crish*!⁷«, rief sie, »komm heraus!« Augenblicklich kroch ein großer Mann, der das eine Bein in der Hand hielt, hervor. Dann schlug sie einen andern Stein und rief: »*Fir na Saghaidh*⁸, komm heraus!«

Der Stein zerteilte sich und ein Bogenschütze mit einem wohlgefüllten Köcher kam hervor. Als sie den dritten schlug, kam »*Fir na Mulla Headha*«, ein Mann mit einem schrecklich großen Mund und dick aufgeblasenen Backen, hervor.

Alle neigten sich vor dem Jüngling und fragten ihn, womit sie ihm dienen könnten. Er sah nach Finncaev, aber sie war verschwunden.

»Ich weiß nicht, wie ihr mir helfen könnt«, sagte er, »was ich aber von euch haben muss, und zwar schon morgen Abend zur Zeit des Sonnenuntergangs, sind der Stechpalmenzweig, die roten Beeren des Eibenbaumes und die Ringelblume aus dem dunklen Lande in der großen See.«

7 festgebundener Fuß

8 Mann der Pfeile

»Eine schwere Aufgabe ist es allerdings, die mächtige Amarach zu besiegen«, antwortete Cush, »und damit ich mein Ziel nicht überspringe, werde ich den rechten Fuß festgebunden lassen. Du, Fir na Saghaidh, hast stets treffende Pfeile im Köcher, und du, Fir na Mulla Headha, kannst durch die ganze Erde sehen und durch deinen Atem die schrecklichsten Stürme hervorrufen. Nun zur Arbeit! Ich eile zum Boot der Amarach und du, junger Ritter, hältst dich mit deinem Schiffein in der Nähe des Ufers, bis ich wieder zurück bin!«

Bald darauf stand Cush vor dem Boote der Zauberin. Sie saß in der Gestalt eines blühenden Mädchens darin und lud ihn freundlichst ein, zu ihr hineinzukommen. »Ich möchte dein Boot auf kurze Zeit haben«, sprach er, »denn ich will drei heilige Gaben für Feargal vom dunklen Strande holen; da ich aber erst morgen zurück sein muss, so habe ich Zeit genug übrig, um ein Stündchen mit dir zu verplaudern.«

Als er ihre Hand ergreifen wollte, glitt er unversehens aus und fiel hin. Sie gab ihm gleich einen magischen Schlaftrunk ein, der ihn der Besinnung beraubte, und dann zog sie die *Braon suan or*, oder die goldene Schlafnadel, aus ihrem Haare und steckte sie ihm in das seinige, wonach ihn keine Macht der Erde wieder erwecken konnte.

Seine beiden Gefährten kamen eine Stunde nach ihm an und waren sehr erstaunt, ihn regungslos im Boote liegen zu sehen. Doch sahen sie auch gleich die Ursache seines Schlafes, und der Bogenschütze schoss einen gut gezielten Pfeil darauf ab, worauf die Nadel auf den Boden fiel. Nun fuhr Cush in dem Boote mit Vogelschnelle nach dem dunklen Lande und Fir na Mulla Headha sah durch den Seenebel, wie er die verlangten Gaben holte.

Groß war die Freude der beiden, als er wieder zurückkehrte. Doch Cush sprach: »Die Amarach ist in einem an-

dern Boote südlich gefahren und wird sicherlich Feargal bewegen, ans Land zu steigen, ehe wir bei ihm sind. Setze dich, Mulla Headha, auf meinen Rücken und lass mich mit dir zu ihm eilen.«

Mulla Headha tat's und im Nu hatte er das Boot Amarrachs in Sicht. Gleich ließ er seinem Atem freien Lauf und die böse Hexe tanzte hoch in der Luft herum.

Als Feargal das Ufer betrat, wurden ihm die drei heiligen Gaben eingehändigt und Finncaev, die auch erschienen war, wünschte ihm Glück zu seiner baldigen Verheiratung. Sie und ihre drei Diener verschwanden darauf im Nebel und Feargal lag bald in den Armen der liebenden Fiongalla.

Königliche Lehren

Als der Häuptling Bonna Dearriga auf dem Sterbebette lag, ließ er seinen Sohn Illan, der seiner braunen Haare wegen gewöhnlich Donn genannt wurde, zu sich rufen und gab ihm folgende Lehren:

»Bring nie ein Tier vom Markte zurück, wenn dir ein anständiger Preis dafür geboten wird.«

»Ziehe nie schlechte Kleider an, wenn du bei einem Freunde um Unterstützung nachsuchst.«

»Heirate nie ein Mädchen, dessen Familie du nicht genau kennst.«

Nachdem er gestorben war, nahm sich Donn vor, diese Aussprüche einer Prüfung zu unterwerfen. Er ritt also erst auf den Markt und bot sein Pferd für zwanzig Pfund Sterling zum Verkaufe aus. Da ihm jedoch nur neunzehn geboten wurden, so nahm er es wieder mit. Unterwegs überraschte ihn die Nacht und sein Pferd stürzte und beschädigte sich so sehr, dass er es totstechen musste. Dann schnitt er ihm die beiden Vorderfüße ab und trug sie nach Hause.

Am nächsten Tage ging er abermals auf den Markt und machte die Bekanntschaft des reichen Oriel nebst seiner Tochter. Beide fanden so großen Gefallen an ihm, dass sie ihn auf den nächsten Tag in ihr Schloss einluden. Er nahm die Einladung an, und als er einige Tage dort war und mehrere Mondscheinspaziergänge mit dem jungen Fräulein gemacht hatte, glänzte der Verlobungsring an seinem Finger. Da kam nun eines Tages ein Diener in sein Zimmer und sagte:

»Lieber Herr, du stürzest dich ins Unglück, denn deine Braut ist deiner unwürdig. Der bucklige Harfenspieler Fergus Rua bringt jede Nacht bei ihr zu, und wenn du dich davon überzeugen willst, dann verstecke dich nur einmal in der Nähe ihres Schlafzimmers!«

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, hatte Donn das Schloss Oriels längst hinter sich.

Nun wollte er die Richtigkeit der dritten Regel erproben und machte sich auf den Weg zu seiner verheirateten Schwester, die zehn Meilen von ihm wohnte. Vor ihrer Wohnung tauschte er mit einem Bettler die Kleider und sagte dem Türsteher, er wolle seine Schwester sprechen.

»Wer ist deine Schwester?«, fragte dieser barsch.

»Deine Herrin!«

Der Diener lachte ihn aus, doch Donn gab ihm dafür eine solche derbe Ohrfeige, dass er in eine Ecke flog.

»Was geht hier vor?«, rief die Frau des Hauses, die den Lärm gehört hatte.

»Ich habe nur diesem unverschämten Bengel den nötigen Respekt beigebracht«, erwiderte Donn.

»Aber um Gottes willen, wie siehst du aus?«

»Als ich kürzlich auf mehrere Tage auf der Jagd war, wurde mein Haus von Räufern überfallen und gänzlich ausgeplündert. Ich habe gar nichts mehr, und wenn du mir nicht hilfst, so weiß ich nicht mehr, was ich tun soll!«

»Armer Illan!«, seufzte sie. »Viel kann ich nicht für dich tun; doch werde ich dir etwas zu essen und zu trinken hierherschicken, da du dich in diesen Lumpen doch nicht im Saale sehen lassen kannst!«

Darauf ging sie fort und bald darnach kam ein Diener mit einer Kanne Bier. Donn reichte beides dem Bettler, ließ sich dann die Kanne und seine Kleider wieder zurückgeben und ging nach Hause.

Nach einer Woche schrieb er seinem Schwiegervater, dass er wegen wichtiger Angelegenheiten gezwungen gewesen sei, ihn ohne Abschied zu verlassen; doch habe er jetzt alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen und er hoffe, er werde sich mit seiner Tochter gleich einfinden. Dies

tat jener denn auch, und als alle Hochzeitsgäste, darunter auch seine hartherzige Schwester mit ihrem Gemahle, versammelt waren und tüchtig gegessen und getrunken hatten, erhob sich Donn von seinem Sitze und sprach:

»Freunde und Verwandte! Ich fühle mich genötigt, euch einige meiner Fehler mitzuteilen in der Hoffnung, dass ihr dadurch klüger werdet. Mein sterbender Vater sagte mir, ich sollte stets mein Vieh verkaufen, wenn mir ein anständiger Preis dafür geboten würde. Ich gehorchte ihm leider nicht, als ich mein Pferd auf den Markt brachte, und alles, was ich noch davon habe, sind die beiden Beine, die dort an der Wand hängen. Dann sagte er mir, ich solle nie in zerrissenen Kleidern bei jemandem um Unterstützung nachsuchen. Ich vertauschte nun meinen Anzug mit dem eines Bettlers und alles, was ich von meiner hier anwesenden mitleidigen Schwester erhielt, ist diese alte Kanne, die neben den Pferdefüßen hängt. Darnach verlobte ich mich gegen den Rat meines Vaters mit einer Dame, die ich nicht genügend kannte, und diese sagte mir später, ich solle mich mit den Krücken ihres lahmen und buckligen Liebhabers begnügen. Ich habe sie ebenfalls an die Wand gehängt. Dies ist alles, was ich heute Abend zu sagen habe; gute Nacht!«

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, war kein Fremder mehr in Donns Schloss. Donn heiratete darnach die Tochter seines Nachbars, mit der er zusammen aufgewachsen war, und je länger sie miteinander lebten, desto glücklicher wurden sie.

Jack und seine Kameraden

Es war einmal eine alte Witwe, die war so arm, dass sie nicht wusste, wie sie sich und ihren einzigen Sohn bis zur Zeit der Kartoffelernte ernähren sollte. Da sagte eines Abends Jack zu ihr:

»Mutter, schlachte unser letztes Huhn und backe mir einen Kuchen, denn ich will fort in die weite Welt, um mein Glück zu suchen, und wenn ich es gefunden habe, so eile ich zurück und teile es mit dir.«

Die Mutter tat es auch und als sie ihm am nächsten Morgen auf eine kurze Strecke das Geleit gab, fragte sie ihn:

»Lieber Jack, was hast du lieber, den halben Kuchen und das halbe Huhn mit meinem Segen oder von beiden das Ganze mit meinem Fluch?«

»Welche Frage!«, erwiderte Jack erstaunt. »Du weißt denn doch gut genug, dass ich deinen Fluch nicht mitnehme und wenn ich Damers¹ Reichtümer dadurch gewinnen könnte!«

»Nun, so nimm«, sagte die Mutter freudig lächelnd, »das Ganze mit und sei tausendfach gesegnet!«

Darauf zog er ab und die Mutter sah ihm so lange nach, bis sie ihn aus den Augen verlor.

Als er eine Zeit lang die Landstraße gewandert war, kam er an einen Teich, in dessen Schlamm sich ein alter Esel gefangen hatte. »Hilf mir, lieber Jack«, schrie er, »oder ich muss hier elendiglich ersaufen!«

»Das brauchst du nicht zweimal zu sagen«, erwiderte der gutherzige Knabe und schleppte gleich die schwersten Steine, die in der Nähe herumlagen, herbei, und warf sie ins Wasser, sodass der Esel festen Fuß fassen und den trockenen Boden erreichen konnte.

1 Joseph Damer, legendär reicher Bankier aus Dublin

»Ich danke dir«, sagte der Esel tiefgerührt, »und wenn ich einmal etwas für dich tun kann, so soll's ebenfalls mit der größten Bereitwilligkeit geschehen. Aber nun sage mir auch, wohin du eigentlich gehst!«

»Ich bin auf dem Wege, mein Glück zu suchen!«

»Da solltest du mich mitnehmen; wer weiß, was wir beide noch alles erleben werden!«

»Von Herzen gern!«, erwiderte Jack, und beide gingen fort und kamen in ein kleines Dorf, wo ein Rudel ungezogener Buben hinter einem Hunde herlief, dem sie einen alten Teekessel an den Schwanz gebunden hatten. Da er gerade auf die beiden Reisenden zulief, so ließ der Esel auf einmal seine raue Stimme so laut erschallen, dass alle Jungen, so schnell es ihre Beine erlaubten, fortliefen und glaubten, der leibhaftige Teufel sei hinter ihnen her.

»Herzlichen Dank!«, sagte der gerettete Hund, »doch darf ich auch wissen, wo du und dieses graue Tier hingehen?«

»Wir wollen unser Glück suchen und da, wie es scheint, du hier auch nicht zu viel davon hast, so mache dich auf und geh getrost mit!« Darnach verließen sie zusammen das Dorf und setzten sich unter einen alten Baum, um sich ein wenig auszuruhen. Jack zog seinen Kuchen hervor und teilte ihn redlich mit dem Hunde, und der Esel ergötzte sich an den umstehenden Disteln.

Während sie sich so recht gütlich taten und unterhielten, kam eine halbverhungerte Katze zu ihnen gelaufen und miaute so jämmerlich, dass man hätte weinen mögen.

»Du siehst ja aus«, sagte Jack zu ihr, »als wenn du vor dem Frühstück schon auf elf Dächern herumgewandert wärest; hier ist ein Knochen für dich, ich glaube, du findest auch noch etwas Fleisch daran!«

»Mögen deine Kinder nie einen hungrigen Magen ken-

nen lernen«, erwiderte dankbar die Katze. »Darf ich auch fragen, wo ihr hingehet?«

»Wir wollen unser Glück suchen, und da die Straße breit genug ist, so kannst du mitgehen!«

Das ließ sich denn die Katze nicht zweimal sagen und schloss sich der Gesellschaft an.

Als nun ihre Schatten dreimal so groß wie sie selber geworden waren, kam ihnen ein Fuchs mit einem schönen schwarzen Hahne im Maule in den Weg gelaufen.

»Verwünschter Halunke!«, schrie der Esel entrüstet, und der Hund machte sich gleich hinter ihm her. Als dies Reineke sah, ließ er den Hahn wie eine heiße Kartoffel fallen und verschwand, so schnell es seine Beine erlaubten.

»Gott sei Dank!«, sagte der Hahn. »Ich kann von Glück sagen, dass ich euch begegnet bin, und wenn ihr mich mitnehmen wollt, so seid versichert, dass ihr nie einen undankbaren Gefährten in mir finden werdet!«

Darauf marschierten sie weiter. Inzwischen war es Abend geworden, und da weder Hütte noch Haus in der Nähe war, so sprach Jack: »Es ist ja Sommer und je ungünstiger das Glück jetzt, desto besser zeigt es sich ein andermal. Lasst uns in den Wald gehen und im reichen Grase eine Schlafstätte suchen.«

Und so taten sie auch. Jack legte sich ins Gras, der Esel ruhte dicht bei ihm und der Hund und die Katze legten sich in seinen Schoß und der Hahn setzte sich auf den nächsten Baum.

Als sie so eine Zeit lang geschlafen hatten, fing der Hahn an, auf einmal so laut zu krähen, dass der Esel aufwachte und fragte, was denn eigentlich los sei.

»Der Tag bricht an«, erwiderte der Hahn. »Siehst du nicht das Licht dort?«

»Allerdings sehe ich ein Licht«, antwortete der Esel.

»Aber es ist nicht die Sonne, sondern eine Kerze; da wir aber einmal wach sind, so lasst uns zusammen hingehen und sehen, ob wir nicht ein besseres Quartier finden.«

Darauf rafften sich auch die andern auf und gingen dem Lichte zu. Als sie ziemlich nahe waren, schallte ihnen fröhliches Gelächter und Singen entgegen, und Jack sagte:

»Leise, Kameraden, geht auf den Fußspitzen, damit wir erst ermitteln können, mit welchen Leuten wir hier zu tun haben.«

Sie schlichen sich also unbemerkt ans Fenster und sahen nun sechs mit großen Messern und Pistolen bewaffnete Räuber in einem Zimmer sitzen und sich bei Bier, Schnaps und Wein gütlich tun.

»Das war ein glücklicher Zug!«, rief einer der Räuber, »doch wenn uns Lord Dunlavins Hausknecht nicht gewogen gewesen wäre, so hätten wir doch am Ende leer abziehen müssen; lasst uns ein Glas auf seine Gesundheit leeren!«

»Der Hausknecht soll leben!«, schrien nun alle Räuber einstimmig, und Jack sagte zu seinen Reisegefährten: »Stellt euch alle in Reih und Glied und gebt auf mein Kommando Acht!«

Darauf setzte der Esel seine Vorderfüße auf die Fensterbank, der Hund kletterte auf seinen Kopf, die Katze setzte sich ihm auf den Kopf und der Hahn flog auf die Katze. Dann gab Jack ein Zeichen und alle fingen auf einmal an, wie rasend zu singen. »Ja, ja!«, brüllte der Esel; »Wau, Wau!«, bellte der Hund; »Miau, Miau!«, sang die Katze und »Kikeriki!«, rief der Hahn.

»Die Pistolen zurecht!«, kommandierte Jack. »Denn keiner darf lebendig das Haus verlassen! Feuer!«

Darauf zertrümmerten sie alle Fensterscheiben, und die Räuber erschrecken so sehr, dass sie Tische und Stühle umwarfen und zur Hintertüre hinaus in den Wald liefen.

Als dies die Reisenden sahen, gingen sie in das Haus, steckten die Lichter, welche die Räuber ausgeblasen hatten, wieder an, schlossen die Fensterläden und aßen und tranken nach Herzenslust. Darnach legten sie sich schlafen; Jack legte sich ins Bett, der Esel fand ein angemessenes Unterkommen im Stall, der Hund legte sich vor die Haustüre, die Katze suchte sich ein warmes Plätzchen am Herde und der Hahn flog aufs Dach.

Als sich die Räuber im Walde wieder zusammengefunden hatten und sich sicher fühlten, sagte der eine: »Es ist doch ein großer Unterschied zwischen dem feuchten Grase und unserm warmen Zimmer«, und der andere bedauerte, dass er einen zarten Schweinefuß vor Schreck verloren hatte. »Ich habe«, seufzte der Dritte, »kaum einen Teelöffel voll aus meinem letzten Glase getrunken, und dann denkt nur an all das schöne Gold und Silber, das wir zurückgelassen haben!«

»Ich will zurückgehen«, sagte darauf der mutige Hauptmann, »und zusehen, ob ich noch etwas retten kann!«

»Der hat das Herz auf dem rechten Fleck«, dachten die andern bei sich, aber keiner wagte es, mit ihm zu gehen.

Als er nun vor die Türe kam, trat er unversehens dem Hunde auf den Schwanz, was ihm sehr teuer zu stehen kam; denn die Male, die es ihm einbrachte, blieben während seines ganzen Lebens sichtbar.

Da alle Lichter im Hause ausgelöscht waren und nur noch das Feuer im Herde brannte, so schritt er darauf zu; doch da zerkratzte ihm die Katze dermaßen das Gesicht, dass er aussah, als habe er es mit Blut gewaschen.

»Wäre ich nur aus diesem unglücklichen Hause«, seufzte er und taumelte nach der Türe. Doch da flog ihm plötzlich der Hahn auf den Kopf und ließ mit seinen Klauen keine heile Stelle daran.

»Gefühllose Vagabunden!«, schrie er, als er sich wieder erholt hatte und unversehens in den Stall geraten war. Doch der Esel daselbst blieb ihm die Antwort nicht schuldig und gab ihm einen solchen Tritt auf den breitesten Teil seiner Beinkleider, dass er bewusstlos auf den Misthaufen stürzte.

Als er wieder zu sich gekommen war und ausgefunden hatte, dass ihn seine Beine noch tragen konnten, eilte er wieder dem Walde zu.

»Nun, wie sieht's aus«, riefen die Räuber, als sie ihn kommen sahen. »Werden wir unser Eigentum wiederbekommen?«

»Seht ihr lieber selbst zu«, ächzte der Hauptmann, »denn ich denke vorläufig an andere Dinge. Ach, will mir nicht einer ein weiches Lager aus Gras zurechtmachen? Alles Heftpflaster in Enniscorthy reicht nicht hin, die Risse und Schnitte an meinem Körper zu verkleben! O, wenn ihr nur wüsstet, in welche Gefahr ich mich euertwegen begeben habe! Als ich vor die Türe kam, stieß ich gegen den Tisch eines Schusters, und wie dieser Halunke sich mit einer Ahle an mir rächte, kann ein Blinder sehen. Dann ging ich in die Küche, um mir ein Licht anzuzünden, und dort rannte ich gegen eine alte Frau, die eben den Flachs durch die Hechel zog. Wie spitz ihre Hechel war, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Als ich darnach wieder die Türe hinausging, flog mir etwas auf den Kopf, das sicherlich der Teufel selber gewesen sein muss, denn irgendein anderes lebendes Wesen ist solcher Grausamkeit nicht fähig. Dann kam ich in den Stall, wo ich aber einen solchen Schlag mit einem Schmiedehammer erhielt, dass ich eine halbe Meile weit flog. Wenn ihr mir nicht glauben wollt, so geht hin und überzeugt euch!«

»O, wir glauben's ja gerne«, erwiderten die Räuber, »und der Teufel soll uns holen, wenn wir uns diesem verwünschten Hause jemals wieder auf einen Tagesmarsch nähern.«

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, standen Jack und seine Gefährten auf, machten sich ein köstliches Frühstück zurecht und beschlossen, zu Lord Dunlavin zu gehen und ihm sein Geld wieder zurückzubringen. Jack füllte es in einen großen Sack und legte ihn dem Esel auf den Rücken, und dann ging's munter und guter Dinge dem Schlosse zu.

Der diebische Hausknecht stand vor der Türe und betrachtete die fremden Gäste mit verdächtigem Blicke. »Was wollt ihr hier?«, fragte er sie. »Wir haben keinen Platz für euch!«

»Was wir wollen«, erwiderte Jack, »hast du sicherlich nicht, nämlich etwas Höflichkeit!«

»Macht, dass ihr fortkommt!«, schrie der Hausknecht ärgerlich. »Oder ich hetze augenblicklich die Hunde auf euch!«

»Weißt du auch«, sagte darauf der Hahn, der auf dem Esel saß, »wer letzte Nacht den Räubern die Türe öffnete?«

Das Gesicht des Hausknechtes ward plötzlich so rot wie der Kamm des Fragers, und der Lord, der mit seiner Tochter zum Fenster herausah, sagte ihm, er solle doch antworten.

»Lieber Herr, glaubt doch den Halunken nicht, dass ich den sechs Räubern die Türe aufgemacht habe«, erwiderte der Hausknecht.

»Aber woher weißt du denn, dass es gerade sechs Räuber waren?«, fragte der erstaunte Lord.

»Lasst es gut sein, lieber Lord«, sagte Jack darauf. »All Euer Gold und Silber ist hier in diesem Sacke, und ich hoffe, dass Ihr uns auf ein paar Stunden eine Ruhestelle und etwas Essen nicht verweigern werdet.«

»Sicherlich nicht!«, erwiderte der Lord. »Und wenn ich es einigermaßen fertigbringen kann, so soll niemand von euch jemals wieder einen unglücklichen Tag erleben!«

Darauf quartierten sich denn der Esel, der Hund und der

Hahn in Hof und Garten ein und die Katze fand bald ein angenehmes Plätzchen in der Küche.

Jack erhielt fürstliche Kleider und eine goldene Uhr mit einer großen Kette. Darnach ließ er auch seine alte Mutter kommen, um an seinem Glücke teilzunehmen.

Und als Jack eine Zeit lang in dem Schlosse gelebt und sich als ein treuer und wackerer Diener gezeigt hatte, gab ihm der Lord seine Tochter zur Gemahlin, und keiner seiner Reisegefährten beklagte es je, sich ihm angeschlossen zu haben.

Die drei Schwestern

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Töchter, und die älteste sagte eines Tages zu ihr: »Mutter, gib mir ein Stück Brot und lass mich fortziehen, um anderswo in der Welt mein Glück zu suchen.« Die Mutter versprach es ihr und fragte sie am nächsten Morgen, als sie reisefertig vor sie trat, ob sie nicht lieber das halbe Brot mit ihrem Segen als das ganze mit ihrem Fluch haben wolle. »Fluch oder nicht«, erwiderte sie, »gib nur das Brot her, wie es ist, es ist doch klein genug!«

Die Mutter gab es ihr und ließ sie ohne Fluch, doch auch ohne Segen gehen. Als sie einen halben Tag auf der Reise war und sich an der Landstraße niedergesetzt hatte, um sich ein wenig auszuruhen, kam eine alte Frau zu ihr und bat sie um einen Mund voll Brot.

»Das ist alles, was ich habe«, erwiderte sie, indem sie ihr das Stückchen zeigte, das sie in der Tasche hatte. Dann kehrte sie ihr den Rücken.

Am Abend kam sie in ein großes Bauernhaus und fragte um eine Schlafstelle nach.

»Die sollst du haben«, sagte die gute Hausfrau, »und noch einen Spaten voll Gold und eine Schaufel voll Silber dazu, wenn du bei meinem toten Sohne wachen willst, der im nächsten Zimmer liegt.«

Sie versprach es und setzte sich neben den Leichnam. Nach einer Weile stand der Tote auf und fragte sie: »Bist du allein, schönes Mädchen?«

Doch sie gab keine Antwort, und nachdem er zum dritten Male vergebens gefragt hatte, gab er ihr einen Schlag mit einer Gerte, wonach sie in einen grauen Pflasterstein verwandelt wurde.

Nach einer Woche verließ ihre zweite Schwester ebenfalls das elterliche Haus und kümmerte sich nicht darum,

ob sie den Fluch oder den Segen ihrer Mutter mitnahm. Sie kam in dasselbe Haus und war am nächsten Morgen ebenfalls ein grauer Pflasterstein.

Endlich ging auch die jüngste Schwester fort, aber nicht ohne den mütterlichen Segen. Auch teilte sie ihr Brot mit der armen Frau am Wege und bewachte in der nächsten Nacht den toten Jüngling. Sie setzte sich neben das Feuer, spielte mit dem Hunde und der Katze und aß die Äpfel und Nüsse, die ihr die gutmütige Hausfrau gegeben hatte.

Während sie nun so den schönen Toten bewachte, stand dieser auf einmal auf und fragte: »Bist du allein, liebes Mädchen?«

»Ganz alleine bin ich nicht;
Hund und Katze sind bei mir;
Nüss' und Äpfel hab' ich hier
Und ich schenk' sie alle dir!«,

erwiderte das unerschrockene Mädchen.

»Du bist ein Mädchen, das Mut hat, aber ich glaube, du würdest doch nicht mit mir gehen. Mein Weg führt erst durch einen bodenlosen Morast und dann durch einen brennenden Wald. Dann muss ich die Höhle des Schreckens durchwandern, darnach einen himmelhohen gläsernen Berg ersteigen und mich dann von der Spitze hinab in das tote Meer stürzen.«

»Ich gehe mit dir!«, antwortete das Mädchen.

Darauf sprang er aus dem Fenster und das Mädchen ebenfalls. Als sie eine kurze Strecke gewandert waren, kamen sie an den bodenlosen Morast, und der leichte Tote marschierte ruhig darüber. Währenddem sich nun das Mädchen besann, wie es ihm folgen könne, erschien plötzlich die alte Bettlerin in schönen Kleidern vor ihr und be-

rührte ihre Füße mit einem Zauberstabe, wonach sie sich nach allen Seiten so weit ausdehnten, dass sie so bequem über den Morast gehen konnte.

Als beide am Ende dieser traurigen Gegend waren, kamen sie an den ewig brennenden Wald, und die gute Fee warf ihr schnell einen feuerfesten Mantel um, sodass ihr kein Haar versengt wurde.

Dann kamen sie in die Höhle des Schreckens, wo ihr sicherlich durch das furchtbare Geschrei der bösen Geister die Ohren zersprungen wären, wenn sie ihr die alte Frau nicht vorher verstopft hätte.

Darauf mussten sie den gläsernen Berg besteigen, und das Mädchen erhielt vorher die nötigen Schuhe dazu. Dort angekommen, sprach er: »Gehe nun heim zu meiner Mutter und sage ihr in meinem Namen Lebewohl!« Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so sprang er hinunter in die Tiefe, und das Mädchen sprang ihm besinnungslos nach. Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich auf einer grünen Wiese an der Seite des Jünglings sitzen; aber sie war so müde, dass sie gleich einschlief, und als sie wieder erwacht war, befand sie sich im Hause der gastfreundlichen Wirtin, deren Sohn ihre Hand in der seinigen hielt.

Der junge Mann hätte nämlich früher eine Hexe heiraten sollen, aber da er dazu keine Lust hatte, so brachte ihn diese so weit in ihre Gewalt, dass sie ihn in einem scheinbaren Zustande hielt, aus dem er nicht eher befreit werden sollte, bis ein junges Mädchen für ihn die besagten schweren Aufgaben vollbracht hatte.

Auf Bitten des jungen Mädchens erhielten nun ihre Schwestern ihre frühere Gestalt wieder und wurden mit einem Spaten voll Gold und einer Schaufel voll Silber nach Hause geschickt; sie aber blieb bei dem jungen Manne und vermählte sich mit ihm.

Die dankbaren Tiere

Es war einmal ein junger Mann, der hatte zufällig eine Guinea¹ in der Tasche und war unterwegs zu einer Messe, einem Jahrmarkt oder einem Tanzfest, und wie er da so ging, sah er ein paar kleine Jungen, die quälten eine arme Maus, die sie gerade gefangen hatten.

»Kommt, gorsoons²«, sagte er, »seid doch nicht so grausam. Hier ist ein Sixpence, nun lauft und kauft euch dafür Ingwerbrot und laßt das arme Tier laufen.« Das Geld nahmen sie gern, und die Maus ließen sie springen.

Er war noch nicht viel weiter, da stieß er auf eine Gruppe junger Burschen, die waren dabei, ein armes Wiesel zu Tode zu quälen. Er kaufte das Tier mit einem Schilling frei und ging seines Weges. Das dritte Tier aber, das er aus der Gewalt einer Gruppe junger Schurken befreite, war ein Esel, und er mußte eine halbe Krone dafür geben, um den loszukaufen.

»Ach«, spricht das Grauhohr, »nimm mich doch mit dir. Wenn du müde bist, kannst du ja auf mir reiten.«

»Mit Freuden«, spricht Jack. Der Tag war sehr warm, und der junge Mann setzte sich in den Schatten eines Baumes und schlief bald darauf ein. Wachgerüttelt wurde er von einem bösen dreinblickenden bödach³ und seinen zwei Knechten. »Wie kannst du es wagen, deinen verdammten Esel auf meinem Grund und Boden grasen zu lassen«, sagte der zu Jack. – »Entschuldigung«, sagte der junge Mann, »das wollte ich nicht. Ich bin nur etwas eingennickt.« – »Immer diese faulen Ausreden. Das kann ja jeder sagen. Bring die Kiste her«, rief er einem seiner Knechte zu, und ehe man

1 britische Goldmünze

2 »Jungs«

3 betrügerischer Alter, Figur der irischen Folklore

auch nur hätte Papperlapapp sagen können, lag der junge Mann auf dem Rücken darin, mit starken Hanfseilen gefesselt. Und die Kiste warfen sie in den Fluß.

Nun, sie gingen wieder ihres Weges, und das arme Grauhohr stand wiehernd am Ufer, bis plötzlich die Maus und das Wiesel angerannt kamen und ihn fragten, was er denn habe.

»Ach«, sagte der Esel, »es geht um den letzten mitleidigen Menschen auf dieser Welt. Er hat mich davor bewahrt, totgeschlagen zu werden, und jetzt haben ihn drei Rüpel gebunden, in eine Kiste gesteckt und in den Fluß geworfen.«

»Oh«, sagte das Wiesel, »das muß wohl derselbe gewesen sein, der die Maus und mich gerettet hat. Trug er einen braunen Fleck auf dem Ellbogen seiner Jacke.« – »O ja.« – »Kommt, dann wollen wir versuchen, die Kiste einzuholen und ihn herauszuziehen.« – »Unbedingt«, sagten die anderen.

Also sprang das Wiesel auf den Rücken des Esels und die Maus versteckte sich in dessen Ohr und ab ging's. Sie brauchten gar nicht weit zu laufen. Denn die Kiste hatte sich zwischen Binsen am Rand einer kleinen Insel verfangen. Hinüber schwammen sie, nagten das Seil durch und befreiten ihren Retter.

Nun, sie waren alle sehr vergnügt und unterhielten sich miteinander, als das Wiesel ein wunderschönes Ei sah, das in den schönsten Farben leuchtete. Es lag da im flachen Wasser. Das Wiesel trug es herbei, und Jack drehte es um und um und bewunderte es, und er sagte:

»O musha⁴, meine guten Freunde. Ich wünschte, es stünde in meiner Macht, euch meine Dankbarkeit zu erweisen. Hätte ich nur ein Schloß und Vermögen. Dann würden wir ein Leben führen, in Saus und Braus!« Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da standen die Tiere und er auf einer

4 Ausruf der Verwunderung

Schloßstreppe und schauten hinüber auf den schönsten Rasen, den sie je zu Gesicht bekommen hatten.

Weder drinnen noch draußen war da jemand, der ihnen ihren Besitz streitig gemacht hätte, und sie lebten glücklich wie die Könige. In den Schränken fanden sie genug Geld, und das Haus hatte schöne Möbel in allen Zimmern, und natürlich konnten sie sich auch Diener und Arbeiter leisten. Eines Tages stand nun Jack am Tor, als drei Kaufleute vorbeikamen. Ihre Waren hatten sie auf dem Rücken von Pferden und Maultieren verstaут.

»Potz Blitz«, sagten sie, »was ist denn das? Als wir das letzte Mal hier vorbeikamen, gab es hier weder ein Schloß, noch einen Rasen.«

»Das ist wohl wahr«, sagte Jack, »aber es soll zu eurem Schaden nicht sein. Bringt eure Tiere in den Stall hinter dem Haus, füttert sie gut, und wenn ihr es nicht gar zu eilig habt, dann bleibt hier und eßt einen Bissen mit mir.«

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen, und nach dem Essen zeigte ihnen der arglose Jack das bemalte Ei und erzählte ihnen, was es damit auf sich hatte. Und so wahr wie Montag der erste Tag der Woche ist, schüttete einer von ihnen ein Pulver in Jacks nächstes Glas, und als er wieder zu sich kam, befand er sich wieder auf der Insel, und seine drei Freunde saßen neben ihm und starrten ihm auf den Mund.

»Ach, Meister«, sagte das Wiesel, »Ihr werdet wohl nie schlau genug sein, um mit den verschlagenen Burschen umzugehen, von denen es auf dieser Welt nur so wimmelt. Haben denn diese Diebe irgendwann einmal etwas darüber verlauten lassen, wo sie wohnen und was für einen Namen sie auf dem Leib tragen?«

Jack kratzte sich hinter dem Ohr, und nach einer Weile fiel ihm der Name des Ortes ein.

»Komm, Esel«, sagte das Wiesel, »da traben wir einmal

hin.« Also sprang das Wiesel auf seinen Rücken und die Maus wieder in sein Ohr, und der Esel schwamm durch den Fluß, und nichts ist gesagt über ihre Reise, bis sie an das Haus des Oberschurken kamen. Die Maus lief hinein, und der Esel und das Wiesel versteckten sich in einem Unterholz draußen. Bald kam die Maus zurück. »Nun, was gibt's?« Es sah schlecht aus. Er bewahrte das Ei in einem Korb in seinem Schlafzimmer auf, und ein Paar Katzen mit wild funkelnden Augen bewachten es Tag und Nacht. Sie waren an den Korb festgebunden, und der Raum war zweimal verschlossen.

»Laßt uns umkehren«, sagte der Esel, »da kann man nichts machen.«

»Warte«, sagte das Wiesel.

Als es nun Schlafenszeit war, sprach das Wiesel zu der Maus, »kriech zum Schlüsselloch hinein und schleich dich an den Kopf des Schurken, und alle zwei, drei Stunden reißt du dem Kerl ein Haar aus.« – »Zu was soll das gut sein?« fragte der Esel. »Warte nur ab, du wirst schon sehen«, antwortete das Wiesel. Als der Kaufmann sich am nächsten Morgen sein Haar betrachtete, geriet er außer sich. »Dir will ich's zeigen, du Dieb von einer Maus«, sprach er. Also machte er in der folgenden Nacht die Katzen los und befahl ihnen, an seinem Bett Wache zu halten.

Kaum war er eingeschlafen, da erschienen die Maus und das Wiesel vor der Tür und scharrtten und knabberten, bis sie durch den Fußboden ein Loch gegraben hatten. Die Maus fuhr hinein, und es dauerte nicht lange, da war sie mit dem Ei wieder da. Sofort machten sich die drei Tiere wieder auf den Weg. Die Maus saß im Ohr des Esels, das Wiesel auf dessen Rücken, und das Ei hielt das Wiesel zwischen den Zähnen.

Als sie nun an den Fluß kamen und hinüberschwammen, begann der Esel zu schimpfen. »Hee haw, hee haw!« brüllte

er, »ist das eine Art, ich schleppe mich ab mit der Maus, mit dem Wiesel und dem Zauberei. Ein so gutmütiges Wesen findet man auch nicht zum zweiten Mal auf der Welt. Und niemand verliert einmal ein lobendes Wort darüber.«

Nun war die Maus eingeschlafen, das Wiesel wagte nicht, das Maul aufzutun, weil es sonst das Ei verloren hätte.

»Wartet nur, ihr undankbares Pack!« rief der Esel, und das arme Wiesel schrie: »Oh, tu das nicht!« Und dabei fiel ihm das Ei aus dem Maul und versank im Fluß dort, wo er am tiefsten war.

»Jetzt ist's geschehen«, sagte das Wiesel, und man kann sich denken, daß der arme Esel ganz verzweifelt war über das Mißgeschick, an dem er die Schuld trug. »Was sollen wir jetzt nur anfangen«, sagte er ganz kleinlaut.

»Wer wird denn gleich verzweifeln«, sagte das Wiesel. Es sah hinab ins tiefe Wasser und rief:

»Hört mal alle her, ihr Frösche und Fische. Es kommt da eine große Armee, die hat vor, euch zu fangen und roh wie ihr seid zu verschlingen, paßt auf! Nehmt euch in acht!«

»Ja, was sollen wir denn da bloß machen«, sagten sie und tauchten auf.

»Ich gebe euch einen guten Rat kostenlos. Sammelt alle Steine, die auf dem Boden des Flusses herumliegen, und gebt sie uns. Wir werden am Ufer eine hohe Mauer bauen und euch verteidigen.«

Sie begannen zu arbeiten wie kleine Teufel und schnell schleppten sie alle Kiesel herauf, die sie am Grund fanden. Schließlich kam ein großer Frosch mit dem Ei im Maul, und als das Wiesel das Ei wieder hatte, sprang es auf einen Baum, legte es dort in einer Astgabel erst einmal ab und rief den Fischen und Fröschen zu:

»So, jetzt ist es genug. Die Armee hat Angst bekommen. Sie rennt schon wieder fort.«

Da atmeten alle Tiere erleichtert auf: die Fische und die Frösche, aber der Esel, die Maus und das Wiesel auch.

Ihr könnt sicher sein, daß Jack sich freute, als er seine Freunde und das Ei wiedersah. Bald waren sie wieder in ihrem Schloß, und der schöne Rasen war auch noch da, und als Jack sich einsam fühlte, fiel es ihm nicht schwer, eine hübsche Frau zu finden. Mit ihr und seinen drei Freunden war er so glücklich wie der Tag lang ist.

Jack der Herr und Jack der Knecht

Es war einmal ein armes Ehepaar, das hatte drei Söhne, und der jüngste davon hieß Jack. Als diese eines Tages auf dem Felde waren und Kartoffeln einsammelten, warf der Älteste seinen Karst¹ weg und rief: »Was habe ich von diesem elenden Leben? Ich gehe fort in die weite Welt; vielleicht finde ich anderswo mein Glück!«

»Bruder, ich gehe mit!«, sagte darauf der Zweite freudig; der Jüngste aber meinte, sie sollten doch erst ihren Eltern einen Sack voll Kartoffeln bringen, dann wolle er auch mitgehen.

Dies taten sie dann auch, und nachdem sich jeder drei Guineen² in die Tasche gesteckt hatte, nahmen sie Abschied und versprachen, nach einem Jahre und einem Tage wieder zurückzukommen.

In der ersten Nacht hatten sie kein besseres Lager als eine trockene Grube auf dem Kirchhofe; ehe sich jedoch der Jüngste hineinlegte, wollte er sich erst einmal die schönen Grabsteine ansehen und stolperte dabei über einen Sarg. »Der arme Mensch«, seufzte er still bei sich, »hat sicherlich keinen Freund gehabt, der ihn beerdigte«, und darauf zog er seinen Rock aus und fing an, ihm ein Grab zu schaufeln.

Als er kurze Zeit gearbeitet hatte, kam auf einmal ein wild aussehender Riese auf ihn zu und sprach: »Was machst du hier? Dieser Tote schuldet mir eine Guinee und ich lasse ihn nicht eher beerdigen, bis sie bezahlt ist.«

»Hier ist deine Guinee«, erwiderte Jack, »verlasse aber auch dafür den Kirchhof.«

Der Riese tat so und Jack arbeitete weiter. Ungestört aber blieb er nicht, denn kaum hatte er wieder einige Schaufeln

1 Hacke

2 britische Goldmünzen

Erde aufgeworfen, als ein noch viel schrecklicherer Riese mit zwei Köpfen auf ihn zukam und die Geschichte des ersten wiederholte. Jack gab ihm seine zweite Guinee und der Riese ließ ihn dann in Ruhe. Doch kurz darnach erschien ein dritter mit drei Köpfen und beraubte den armen Jack um sein letztes Goldstück, und dann erst konnte dieser sein angefangenes Liebeswerk ungestört beenden. Darnach legte er sich zu seinen Brüdern und schlief, bis ihm die Sonne ins Gesicht schien und ihn aufweckte. Nun erzählte er ihnen, wie er um alles Geld gekommen sei, aber keiner war so gutmütig, ihm auch nur einen einzigen Penny anzubieten.

Als sie an den nächsten Kreuzweg kamen, trennten sie sich, und jeder ging seinen eigenen Weg. Jack, der von der schweren Arbeit der letzten Nacht noch etwas müde war, setzte sich neben die Straße und knusperte an einem Stück Brot. Kaum hatte er jedoch den ersten Bissen hinuntergeschluckt, so kam ein Bettler zu ihm und bat ihn um Gottes willen, ihm doch etwas zu geben.

»Ich habe weder Kupfer, Silber noch Gold«, erwiderte Jack, »wenn du aber mein Brot mit mir teilen willst, so bist du freundlichst dazu eingeladen.« Der Bettler ließ sich dies nicht zweimal sagen, setzte sich neben Jack und aß.

»Wo gehst du hin?«, fragte er darauf.

»Das weiß ich selber nicht; ich will mein Glück suchen!«

»Dann geh' ich mit dir; ich werde dein Knecht sein!«

»Mein lieber Mann«, antwortete Jack lächelnd, »ich bin arm und brauche keinen Knecht; ich bin ja selber auf dem Wege, mich irgendwo zu verdingen!«

»Lass das nur gut sein. Du hast in der vergangenen Nacht meinen Bruder begraben; sein Geist ist mir darauf erschienen und hat mir befohlen, ein Jahr dein Diener zu sein. Du bist also Jack der Herr und ich Jack der Knecht.«

»Meinetwegen.«

Darauf marschierten sie weiter und kamen nach Sonnenuntergang in einen großen Wald, in dem ein prächtiges Schloss stand.

»Hier«, sagte Jack der Knecht, »wohnt der einköpfige Riese, der meinen armen Bruder nicht begraben lassen wollte.« Darnach klopfte er an die Türe.

»Was wollt ihr?«, rief der Riese.

»Wir wollen dich retten. Der König hat hunderttausend Mann ausgesickt, um dich wegen deiner Räubereien zu fangen. Da du mir meinen Bruder begraben ließest, so bin ich zu deinem Beistande herbeigeeilt.«

»Aber was soll ich tun?«

»Hast du kein sicheres Versteck?«

»Ich habe eine sieben Meilen lange Höhle, deren Eingang sich in der Scheune befindet.«

»Das ist hinreichend. Lass den Soldaten ein gutes Abendessen zurück und verstecke dich in der Höhle; komme aber nicht eher heraus, bis ich dich rufe!«

Der Riese tat, wie ihm geraten worden, und die beiden schlossen die Türe hinter ihm. Dann aßen und tranken sie sich satt, und Jack der Knecht ließ alle Kühe und Ochsen des Riesen aus den Ställen und jagte sie unter furchtbarem Lärm über die Falltüre der geheimen Höhle. Dann öffnete er sie und rief: »Bist du noch da?«

»Jawohl«, antwortete der Riese, der sich etwa zwei Meilen von der Öffnung befand.

»Hast du dich gefürchtet?«

»Ob ich mich gefürchtet habe! Sind sie fort?«

»Noch nicht! Sie wollen erst dein scharfes Schwert haben!«

»Das muss ich für mich behalten!«

»Dann mache, dass du an das Ende der Höhle kommst, wenn du deinen Kopf noch eine Stunde länger behalten willst!«

»Das ist ein schlechter Trost; gib es ihnen, es liegt unter meinem Bette!«

»Wenn sie fort sind, werde ich dir ein Zeichen geben.«

Darauf legten sich die beiden in das Bett, das lang und breit genug für sie war, und schliefen ruhig bis zum andern Morgen, wonach sie dem Riesen das verabredete Zeichen gaben und fortgingen.

Die nächste Nacht brachten sie im Schlosse des zweiköpfigen Riesen zu und beraubten ihn in ähnlicher Weise seines unsichtbar machenden Mantels. In der dritten Nacht führten sie dem dreiköpfigen Riesen seine Siebenmeilen-Stiefel aus, und am vierten Abende standen sie vor dem Palaste des Königs.

»Dieser König«, sprach Jack der Knecht, »hat eine Tochter, die so stolz ist, dass sie jeden Bewerber abweist, ihm dann den Kopf abschlagen und diesen auf die eisernen Türstangen stecken lässt. Sogar den König von Marokko wies sie schnöde ab, worüber sich dieser so sehr ärgerte, dass er sich in sein Schwert stürzte. Doch der Teufel hauchte ihm später wieder neues Leben ein und bot ihm seinen Beistand an, um die stolze Prinzessin zu bestrafen. Er wohnt auf dem andern Flussufer in einem Palaste und hat solche Macht über die Prinzessin erlangt, dass sie ihn heiraten muss, sobald zwölf Köpfe auf der Türe stecken. Einige sagen auch, es sei der Teufel selber, der nur die Gestalt des Königs von Marokko angenommen habe. Jeder, der sich um die Jungfrau bewirbt, hat drei Dinge zu tun, und wenn er es nicht kann, so wird ihm der Kopf abgeschlagen und auf eine Türstange gesteckt. Elf stecken bereits dort und jetzt ist an dir die Reihe, dein Glück zu versuchen. Gott ist stärker als der Teufel!«

Darauf klopfen sie an.

»Was wollt ihr?«, fragte der Türhüter.

»Ich will um die Prinzessin werben«, erwiderte Jack der Herr.

»Siehst du die Köpfe dort?«

»Wozu diese Frage?«

»Ehe du eine Woche älter bist, wird sich der deinige auch in ihrer Gesellschaft befinden.«

»Da muss ich mich vorsehen.«

»Gut; kommt nur herein. Gott stehe euch Narren bei!«

Nun gingen sie in den Palast, wo der König auf dem Throne saß und die Prinzessin auf einem goldenen Stuhle neben ihm ruhte. »Ich glaube«, sagte der König, »eure Lösung heißt Tod oder meine Tochter.«

»Gewiss, mein Herr!«, erwiderte Jack der Herr.

»Ich weiß nicht«, fuhr der König fort, »ob ich lachen oder weinen soll; denn wenn du die drei Aufgaben nicht lösen kannst, so muss meine Tochter den schrecklichen König von Marokko heiraten. Ich werde diese Nacht ihre Schere in deinem Schlafzimmer lassen, und wenn sie am nächsten Morgen noch da ist, so behältst du deinen Kopf einen Tag länger. Am zweiten Tage musst du mit dem König von Marokko um die Wette laufen, und wenn du gewinnst, so hast du abermals dein Leben um einen Tag verlängert. Am dritten Tage musst du entweder seinen oder deinen Kopf bringen.«

Darauf ließ er ihnen ein gutes Abendessen vorsetzen und führte sie in das Schlafzimmer und legte die Schere auf den Tisch.

»Lege dich nur ruhig schlafen«, sagte Jack der Knecht zu seinem Gefährten; »ich hänge mir den unsichtbar machenden Mantel um und werde schon Acht geben, dass du die Schere am andern Morgen noch findest.«

Aber er konnte nicht schlafen und sah beständig auf die Schere. Doch als es zwölf schlug, verschwand sie plötzlich vor seinen Augen. Er sah da- und dorthin – doch die Schere

war fort. »Wo bist du, Jack?«, fragte er dann, aber er erhielt keine Antwort. »Ob ich nun wache oder schlafe, wird wohl eins sein«, sagte er tiefbeklommen und schief ein.

Als die Uhr zwölf schlug, sah Jack der Knecht in seinem unsichtbar machenden Mantel, wie sich die Mauer öffnete und die Prinzessin hereinkam und die Schere wegnahm. Dann ging sie, gefolgt von zehn Kammermädchen, hinunter an den Fluss und stieg in ein Boot. »Ich bin darin«, sagte sie, »ich ebenfalls«, sprach das erste Mädchen, und so sprachen alle, als sie sich im Boote niederließen. »Ich bin auch da!«, sprach Jack und die Mädchen sahen sich verwundert um, erblickten aber niemand an der Stelle, woher die Stimme kam. Dann fuhren sie hinüber in den Palast des Königs von Marokko, tranken und sangen und tanzten, dass das ganze Haus erbebt. Die Prinzessin gab ihm die Schere und sagte: »Hebe sie auf oder nicht; ganz wie du willst!«

»Ob ich sie aufheben werde!«, erwiderte der König, öffnete das Kästchen und legte sie hinein. Doch ehe er es verschloss, nahm sie Jack unbemerkt wieder heraus und steckte sie in seine Tasche. Darnach setzten sie sich alle wieder in das Boot und fuhren zurück.

Als Jack der Herr am nächsten Morgen erwachte, fiel sein erster Blick auf die Schere auf dem Tische und sein zweiter auf seinen Gefährten, der noch ruhig schlief und den unsichtbar machenden Mantel neben sich liegen hatte. Nun sprang er fröhlich aus dem Bette, tanzte und sang, und als der König kam und die Schere fand, sprach er: »Lieber Jack, dein Kopf ist für heute sicher; die zweite Aufgabe aber wird etwas schwerer sein.«

Gegen Mittag kam der König von Marokko, um mit ihm um die Wette zu laufen. Er hatte enganliegende Kleider an, sein kohlschwarzes Haar war so kurz wie nur möglich abgeschnitten, und sein Gesicht war so gelb wie ein Eidotter. Jack

kam ebenfalls und hatte die Siebenmeilenstiefel angezogen. Sobald das Zeichen gegeben wurde, eilten sie fort. Jack lief so schnell wie der Flug einer Sternschnuppe und erreichte das Ziel sieben Mal, ehe es der König nur einmal erreichte, worüber dieser ein so schreckliches Gesicht schnitt, dass man meinte, er wäre der Teufel selber. »Jauchze nicht zu früh«, stammelte er, »morgen gilt's deinen Kopf oder den meinen!« »Der Himmel ist stärker als die Hölle«, erwiderte Jack.

Am folgenden Abend fuhr die Prinzessin mit ihren Kammermädchen wieder hinüber in den Palast, und Jack der Knecht stieg mit dem unsichtbar machenden Mantel und dem haarscharfen Schwerte ebenfalls in das Boot. Dem König von Marokko schien es jedoch etwas angst geworden zu sein, denn er saß nachdenklich am Tische und sprach kein Sterbenswörtchen. Da sich die Prinzessin unter solchen Umständen nicht länger bei ihm aufhalten wollte, eilte sie wieder in ihr Boot zurück, um nach Haus zu fahren. Als ihr nun der König nacheilte, um wenigstens zärtlichen Abschied von ihr zu nehmen, schlug ihm Jack plötzlich mit seinem Zauberschwerte den Kopf ab und steckte ihn unter seinen Mantel. In diesem Augenblicke seufzte die Prinzessin und betete, dass Jack doch ja kein Unglück geschehen möge. Dafür ward sie nun von ihren Mädchen ausgelacht, doch Jack kniff sie dermaßen in die Waden, dass sie bald andere Gesichter schnitten.

Am nächsten Morgen erblickte Jack der Herr den Kopf seines Feindes vor sich auf dem Tische und sprang mit einem Satze aus dem Bette und brachte ihn dem Könige. Niemand war nun froher als dieser, und augenblicklich ließ er die nötigen Vorkehrungen zur Hochzeit treffen. Als dieselbe vorbei war, machte das junge Ehepaar eine Reise zu Jacks Eltern, und dass diese nun auf Lebenszeit aller Not entthoben waren, lässt sich leicht voraussetzen.

Von verwunschenen Königen

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen:
Der meuchelte sein Bruderskind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloss begangen.
O Irland! Irland! warest du so blind?
Die traurige Krönung

Der König mit den Pferdeohren

Eine Geschichte, wie ich sie jetzt erzähle, hört man nicht jeden Tag. Sie stammt von dem alten Schulmeister Tom Kennedy, der sie in einer vergessenen Geschichte Irlands gelesen haben will.

Es war einmal ein König namens Lora Lonshach, der ließ sich jedes Jahr einmal das Haar schneiden; und da man nie darnach den Barbier den Palast verlassen sah und auch sonst nichts mehr von ihm hörte, so hieß es, er habe ihn umbringen lassen. Sieben dieser Leute war schon die große Ehre zuteilgeworden, den Kopf seiner Majestät zu scheren, und da sich zuletzt niemand mehr zu dieser Arbeit hergab, so gab er ein Gesetz heraus, nach dem die Barbieri seines ganzen Landes darum losen sollten.

Das verhängnisvolle Los fiel dem einzigen Sohne einer alten Witwe zu, und als Letztere dies vernahm, fiel sie fast in Ohnmacht. Sie weinte und klagte den lieben langen Tag; aber da sie sehr gut wusste, dass das ihrem Sohne nicht half, so machte sie sich eines Tages nach dem Palaste auf.

Sie schlüpfte durch die Reihe der wachhabenden Soldaten und eilte in den Saal des Königs.

»Wer bringt dies alte Weib hierher?«, schrie Lora Lonshach. »Schließer, lege die Soldaten in Eisen und lass jedem dreißig aufzählen! Was willst du denn eigentlich hier, alte Sünderin?«

»Ich bitte dich, edle Majestät, lass mir meinen Thiguen, damit ich jemanden habe, der mir einst ein anständiges Begräbnis verschafft!«

»Wer ist denn dieser Thiguen?«

»Es ist der unglückliche Barbier, der morgen dein Haar schneiden soll; sicherlich werde ich ihn darnach nicht wiedersehen.«

»Rufe mir den Schließer herbei«, sprach er darauf zu seinem Kammerdiener.

»Er sieht zu, wie die Soldaten geprügelt werden«, erwiderte dieser.

»Dann rufe meinen Ausläufer!«

»Der gibt auf den Schließer Acht.«

»Dann rufe den Kutscher!«

»Der beobachtet den Schließer und den Ausläufer, damit sie sich nicht besaufen.«

»Rufe die Soldaten!«

»Sie bekommen jetzt Prügel!«

»Mach', dass du wegkommst, alte Spitzbübin!«, rief er der Frau zu. »Da ich dir deinen verdienten Lohn nicht auszahlen kann, sollst du deinen Sohn gesund zurückbekommen! Wenn du dich wieder in meiner Nähe blicken lässt, lasse ich dich am höchsten Baum Irlands aufknüpfen! So ist mir wieder der ganze Tag verdorben!«

Sie ging fort und am andern Tage kam ihr Sohn in den Palast und sah so traurig aus, als erwarte er sein Ende in jedem Augenblicke.

»Junger Mann«, sprach der König zu ihm, »wenn du mein Haar geschnitten hast, kannst du hingehen, wohin du willst, doch musst du erst einen Eid, *Dar lamh an Righ*,¹ leisten, nichts von dem zu sagen, was du siehst!«

Er tat's, und der König entblößte seinen Kopf; doch wie erschrak Thigueen, als er zwei lange Pferdeohren darauf erblickte!

Als er mit seiner Arbeit fertig war, gab ihm der König fünf schwere Goldstücke und sprach: »Wenn du jemals ein Wort über mich sagst, so hänge ich dich auf oder lasse dich im Meere ersäufen; ja, ich werde vielleicht noch Schlimme-

1 »Bei der Hand des Königs«

res mit dir tun und dich an das zanksüchtigste Weib Irlands verheiraten!«

Darauf verließ der Barbier das Schloss und begegnete seiner Mutter vor dem Tore. Aber er sagte kein Wort über das, was er gesehen hatte, sosehr sie ihn auch deshalb anging. Doch das Geheimnis lag so schwer auf seiner Seele, dass er krank ward und der Doktor gerufen werden musste.

Der Doktor ließ sich die Zunge zeigen und fühlte den Puls, aber was ihm eigentlich fehlte, konnte er nicht herzubringen.

»Doktor«, sagte der junge Mann, »zerbrich dir den Kopf nicht über meine Krankheit; ich habe ein Geheimnis und wenn ich dies nicht sagen darf, werde ich sterben; aber ich habe geschworen, es keinem Geschöpfe mit Zunge und Ohren mitzuteilen!«

»Da kann dir ja leicht geholfen werden«, erwiderte dieser, »gehe in den Wald, mache ein Loch in einen Baum und rufe dein Geheimnis hinein, dann bist du es los.«

Kaum hatte er das Haus verlassen, so eilte Thigúeen nach dem Walde, spaltete einen Baum und rief »*Da Chluais Cháipail ar Labhradh*«² hinein. Darnach fühlte er sich so leicht, als ob ihm ein großer Berg von der Brust gefallen wäre.

Nach einem Jahre hatte er das Haar des Königs wieder zu schneiden. Im Palaste hatten sich diesmal alle hochgestellten Personen Irlands versammelt, um dem Wettgesang zwischen Craftine, dem berühmten Harfenspieler Lora Lonshachs, und einem fremden Sänger beizuwohnen.

Nun hatte eine Woche vorher Craftine ausgefunden, dass das Holz an seiner Harfe etwas wurmstichig geworden war, und war in den Wald gegangen, um sich einen Baum auszusuchen, mit dem er sein Instrument wiederherstellen

2 ›Der König hat Pferdeohren‹

konnte. Merkwürdigerweise fiel seine Wahl auf den Baum, dem Thigeeen sein Geheimnis mitgeteilt hatte.

Am bestimmten Tage versammelte sich der König mit seinen zahlreichen Gästen im schönsten Saale seines Palastes und rief Craftine auf, den Wettgesang zu beginnen. Dieser griff zur Harfe und spielte ein so trauriges Lied, dass alle zu weinen anfangen. Da dies aber dem Könige nicht gefiel, stimmte er ein lustiges Lied an, und die Leute hätten sicherlich alle getanzt, wenn nur Platz dafür da gewesen wäre; denn sie saßen alle so eng aneinander, dass sich keiner rühren konnte. Darnach spielte er »Brian Borus Kriegsmarsch«, was den anwesenden Kriegern so sehr gefiel, dass sie die Schwerter zogen und ihre Fürsten hochleben ließen. Dann sang er ein Lied so süß und andächtig, als ob die Engel im Himmel die Ankunft eines Dutzend frommer Seelen begrüßten. Jeder fiel auf seine Knie und warf das Gold haufenweise auf Craftine.

Darnach spielten die Sänger von Leinster, Munster, Connaught und Ulster; sie sangen alle sehr schön, aber mit Craftine konnten sie sich doch nicht vergleichen.

»Singe uns noch ein schönes Lied«, sprach der König zu ihm, »damit uns das Essen besser schmeckt.«

»Ich fürchte mich vor der Harfe«, erwiderte er, »meine Finger schlugen die Saiten nicht, und ich fürchte, es widerfährt mir etwas Böses!«

»Unsinn! Spiel nur zu!«

Craftine gehorchte. Als er die Saiten berührte, erklangen sie wie ferner Donner und es schien, als regnete es Steine auf das Schlosstdach. Jeder Anwesende hielt sich die Ohren zu, aber der Lärm drang durch und das schreckliche Wort »*Da Chluais Chapail ar Labhradh*« ward deutlich vernehmbar.

Der König stand da wie erstarrt und hätte sicherlich halb Irland darum gegeben, wenn er zehn Meilen weg, wenn

auch unter der Erde gewesen wäre. Verzweifelnd raufte er sich die Haare und dachte nicht daran, dass er sich dabei die Kopfbedeckung abriss und seine verdächtigen Ohren zeigte. Die Anwesenden schrien, als ob der Teufel vor ihnen stände, und liefen wie besessen davon.

Das Ansehen des Königs war dahin; zwar suchte er es dadurch zu gewinnen, dass er den Verwandten der ermordeten Barbieri ein bedeutendes Jahrgehalt bewilligte; aber im Allgemeinen wollte niemand mehr mit ihm etwas zu tun haben.

Der kluge Baumeister

Der König von Munster wollte sich einst ein großes Schloss bauen lassen und sandte deswegen seinen Sohn an Goban Saor, der als geschickter Baumeister weit und breit bekannt war. Dieser versprach auch, die Arbeit zu übernehmen; da er jedoch sehr gut wusste, dass frühere irische Fürsten ihre Arbeiter umbringen ließen, damit sie späterhin keinen zweiten ähnlichen Palast bauen könnten, so nahm er zur Vorsorge seinen Sohn mit und gab seiner Frau beim Abschiede die nötigen Winke.

In der ersten Nacht, die sie auf der Reise zubrachten, schliefen sie in dem Hause eines reichen Bauern, der zwei junge, schöne Töchter hatte. Die älteste hatte schwarzes Haar und war sehr fleißig; die andere hatte blondes Haar und saß lieber ruhig am Feuer und ließ sich Geschichten erzählen.

»Wenn ich meine Jugend zurückwünsche«, sprach Goban zu ihnen, »so ist es nur, weil ich dann eine von euch heiraten würde. Da aber dies nicht möglich ist, so will ich euch wenigstens ein paar gute Lehren geben, die euch von großem Nutzen sein können. Habt stets den Kopf einer alten Frau in eurer Nähe und wärmt euch morgens mit eurer Arbeit und tragt, ehe ich wieder zu euch komme, die Haut eines frischgeschlachteten Schafes auf den Markt und bringt den Preis dafür nebst der Haut nach Hause.«

Am nächsten Morgen reisten sie weiter und kamen an den Hof des Königs von Munster. Augenblicklich ließ dieser alle Zimmerleute, Schreiner und Maurer seines ganzen Landes kommen, und Goban erbaute mit ihnen ein stolzes Schloss.

Als dasselbe bis auf die Spitze des Turmes fertig war, sagte ihm ein Arbeiter, er möge sich vorsehen, denn das Ge-

rüste sei auf den Befehl des Königs so gebaut worden, dass es zusammenstürze, wenn es jemand betrete. Darauf ging Goban zum Könige und sprach: »Das Schloss ist bis auf die Turmspitze fertig, aber ohne ein besonderes Werkzeug, das ich leider zu Hause gelassen habe, ist es mir nicht möglich, dieselbe so fest zu machen, dass sie Wind und Wetter trotzen kann. Wenn du mich nun nicht selber hingehen lassen willst, so schicke deinen Sohn, denn meine Frau würde es keinem andern anvertrauen!«

Da der König Goban nicht aus den Augen lassen wollte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als den jungen Prinzen mit zwei Begleitern abzuschicken. Nach einer Woche kehrten Letztere wieder zurück und sagten, der Prinz sei gesund und munter und habe alles, was er sich wünschen könne, aber Gobans Frau wolle ihn nicht eher aus dem Hause lassen, bis ihr Mann zurückgekehrt sei.

Da war nun guter Rat teuer; aber dem König war der Prinz doch lieber als sein Palast und er ließ daher Goban nebst seinem Sohne unbelästigt abziehen.

Als diese auf der Heimreise waren, übernachteten sie wieder in dem bekannten Bauernhause. »Meine Tochter«, fragte Goban das blondhaarige Mädchen, »hast du nach meinem Rate gehandelt?«

»Gewiß!«, erwiderte sie, »und es ist mir schlecht genug bekommen. Ich ging auf den Kirchhof und holte mir den Schädel einer alten Frau und hing ihn an die Wand. Darüber ward ich nun von jedermann dermaßen ausgelacht, dass ich ihn, um Ruhe zu haben, wieder wegnahm.«

»Und wie hast du dich morgens mit deiner Arbeit erwärmt?«

»Ich musste Flachs spinnen und da es kalt war, warf ich einen Teil desselben ins Feuer, wofür ich von meiner Mutter eine tüchtige Tracht Prügel bekam!«

»Und wie ging's mit der Schafshaut?«

»Damit ging es mir noch schlechter. Als ich damit auf dem Markte stand und sie nur unter der Bedingung verkaufen wollte, dass ich sie nebst dem Preise dafür wieder nach Hause nehmen dürfe, ward ich ausgelacht und ein junger Taugenichts sagte, ich solle mit ihm in das nächste Wäldchen gehen, wo er mit mir schon handelseinig werde.«

»Und wie ist es dir, *Ceann Dhu*¹, ergangen?«

»Nun, eine alte Frau saß stets an unserem Herde und wenn ich morgens fleißig arbeitete, war ich auch warm. Die Schafshaut trug ich auf den Markt und verkaufte nur die Wolle daran!«

»Herr und Frau des Hauses«, sprach Goban hocherfreut, »gebt meinem Sohne diese Tochter zur Frau, und wenn er sich jemals einfallen lässt, sie schief anzusehen, so schlage ich ihn lederweich!«

Am nächsten Tage ward die Hochzeit gefeiert und als der Prinz auf seinem Heimwege in dem Bauernhause einkehrte, fand er, dass noch mancher zarte Bissen für ihn übrig geblieben war.

1 ›Schwarzkopf«

Der braune Bär von Norwegen

Es war einmal ein König, der hatte drei wunderschöne Töchter, und als er eines Tages mit ihnen im Garten spazieren ging, fragte er sie, wen sie sich zum Gemahl wünschten.

»Ich will den König von Ulster«, erwiderte die Älteste rasch, »und ich den König von Munster«, sagte die Zweite, und die Dritte wünschte sich den »Braunen Bär von Norwegen«, wofür sie aber ausgelacht wurde, denn dies war ein verzauberter Prinz, von dem ihr ihre Amme häufig erzählt hatte.

In der folgenden Nacht träumte sie von ihm so lebhaft, dass sie aufwachte; und da sie nicht mehr einschlafen konnte, so stand sie auf und ging spazieren und kam in ein großes Schloss, das von tausend Lampen erleuchtet war. Eine heitere Gesellschaft befand sich dort, und darunter war auch der Prinz, den sie so oft in ihren Träumen gesehen hatte. Sobald dieser sie bemerkte, ging er auf sie zu und bat sie kniend, seine Königin zu werden. Sie gab ihm ihre Hand und ließ sich auch gleich mit ihm trauen, wonach die Gesellschaft den Saal verließ.

Als nun das junge Ehepaar allein war, sprach der Prinz: »Mein lieber Schatz, ich bin leider verzaubert. Eine alte Hexe, deren Tochter ich heiraten sollte, hat den Fluch über mich ausgesprochen, dem zufolge ich auf fünf Jahre am Tage die Gestalt eines Bären annehmen muss, und wenn mir bis dahin keine Jungfrau aus freier Wahl die Hand zum Ehebunde reicht, so werde ich jene Form wohl bis an mein Ende behalten müssen.«

Als die Prinzessin am nächsten Morgen erwachte und ihren Gemahl nicht an ihrer Seite fand, war sie sehr traurig und sprach den ganzen Tag kein Sterbenswort. Doch am Abend darauf fand sie ihren Liebsten wieder in dem er-

leuchteten Saale und blieb die ganze Nacht bei ihm, und zum Abschiede beschwor er sie, sich ja nicht seiner Abwesenheit und Verzauberung wegen zu grämen, da sie sonst auf ewig getrennt würden. Und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch an ihr Schicksal.

Nach Verlauf eines Jahres gebar sie einen schönen Knaben. Nun war sie übergelukkig, denn sie hatte jetzt am Tage, wenn sie ihren Gemahl nicht sehen konnte, wenigstens sein Abbild bei sich. Doch dieses Glück dauerte nicht lange; denn als sie einst an einem schwülen Sommerabende mit dem Knaben auf dem Arme am offenen Fenster saß, kam unversehens ein großer Adler herbeigeflogen, packte das Kind am Kleide und trug es fort über alle Berge.

Die Frau saß einige Augenblicke wie versteinert da, doch da sie ihrem Gemahl versprochen hatte, während fünf Jahren alles ohne zu klagen zu erdulden, so hielt sie ihre Tränen zurück und tröstete sich mit der Hoffnung auf glücklichere Zeiten.

Als sie im darauffolgenden Jahre ein Mädchen gebar, war sie so besorgt darum, dass niemand das Fenster über zwei Zoll aufmachen durfte. Doch das half auch nichts; denn als sie einst damit bei ihrem Gemahle saß, stand auf einmal ein großer Hund vor ihr, riss ihr das Kind aus dem Schoße und sprang damit zur Türe hinaus. Alles dies war das Werk eines einzigen Augenblicks. Die Frau lief ihm nach, so schnell wie sie konnte, aber Hund und Kind waren und blieben spurlos verschwunden. Ihres Versprechens eingedenk, weinte und klagte sie nicht, nahm sich aber vor, künftig noch vorsichtiger zu sein.

Als sie das dritte Kind gebar, durften weder Türen noch Fenster im Hause geöffnet werden. Doch es half auch nichts; denn eines Abends trat, ohne dass sie wusste, woher, eine Frau vor sie, wickelte ihr Kind in einen Schal und ver-

schwand. Ob sie in den Boden sank oder durch den Schornstein entschlüpfte, wusste die arme Mutter nicht anzugeben, so verwirrt waren ihre Sinne. Dieser Schicksalsschlag brachte sie einen Monat auf das Krankenlager. Als sie wieder genesen war, äußerte sie den Wunsch, einige Tage bei ihrem Vater und ihren Geschwistern zuzubringen, was ihr Gemahl auch zufrieden war. »Gehe«, sagte er zu ihr, »und wenn du dich wieder zurücksehnst, so sprich einfach deinen Wunsch am Abende aus, wenn du dich ins Bett legst.«

Am nächsten Morgen fand sie sich wieder in ihrem alten Schlafzimmer im Palaste ihres Vaters. Sie zog die Klingel und gleich erschienen alle ihre Verwandten, die nur Freudentränen weinten, als sie sich glücklich wiedersahen. Die junge Frau erzählte nun ihre trübe Leidensgeschichte und ihre Geschwister beschlossen, eine alte, kluge Frau, die gewöhnlich Eier in das Schloss brachte, um Rat zu fragen.

»Da kann sich die junge Frau ja leicht helfen«, sagte diese, »sie soll einfach zusehen, wo ihr Gemahl am Abend seine Bärenhaut hinlegt, und sie dann verbrennen.«

Sie versprach, es zu tun, und wünschte sich auch gleich am nächsten Abend zu ihm zurück. Kurz darnach lag sie in seinen Armen. Diesmal aber trank sie nicht aus dem Becher, den er ihr gewöhnlich vor dem Einschlafen reichte, und blieb daher die ganze Nacht wach. Als er nun in tiefem Schlafe lag, stand sie auf und warf das Bärenfell ins Feuer und wandte kein Auge davon, ehe es nicht ganz verbrannt war.

Am nächsten Morgen sah er sie traurig an und sprach: »Unglückliches Weib, du hast uns auf ewig getrennt! Warum konntest du dich nicht noch zwei Jahre gedulden? Die Bärenhaut sicherte mich gegen die Angriffe der Hexe; jetzt aber muss ich zu Fuß zu ihr und mit ihrer Tochter zusammenleben. Die Eierverkäuferin, welche dir den unglückseligen Rat gab, war die alte Hexe selber. Lebe wohl!«

Darauf küsste er sie und ging fort. Sie zog sich so schnell wie möglich an und folgte ihm, aber sie konnte ihn nicht mehr einholen. Am Abend, als sie beinahe vor Müdigkeit zusammengebrochen war, bemerkte sie, dass er in ein kleines Häuschen ging. Dort fand sie ihn wieder und zwar mit einem Knaben auf dem Schoße im Zimmer einer Frau von mittleren Jahren.

»Hier«, sagte er zu ihr, »ist dein ältestes Kind, und dort steht auch der Adler, der es wegtrug.« Dabei deutete er auf jene Frau.

Als sie ihr Kind wiedersah, war sie außer sich vor Freude und das Herzen und Küssen wollte fast gar kein Ende nehmen. Während dieser Zeit wusch ihr die fremde Frau die Füße mit einem Wunderöle.

Am nächsten Morgen ging der König weiter. »Hier«, sagte er zum Abschiede zu seiner Frau, »ist ein Ding, das dir von großem Nutzen sein kann. Es ist eine Schere, die alles, was du damit schneidest, in Seide verwandelt. Sobald die Sonne scheint, schwindest du aus meinem Gedächtnisse, und erst nachdem sie untergegangen ist, erinnere ich mich wieder, dass ich Frau und Kinder habe.«

Ohne sich nach ihr weiter umzusehen, marschierte er vorwärts und kam am Abend in eine Hütte, wo sich seine Tochter befand. Die Frau war ihm abermals gefolgt, und am nächsten Morgen erhielt sie einen Zauberkramm von ihm, mit dem man Perlen und Diamanten aus dem Haare kämmen konnte.

Am dritten Abende sahen sie ihr jüngstes Kind, und am Morgen darauf sagte er, er sehe sie jetzt zum letzten Male und gab ihr zum Abschiede einen Haspel mit einem endlosen goldenen Faden und die Hälfte seines Trauringes. »Ich gehe jetzt«, fuhr er fort, »in einen großen Wald und mit dem Augenblicke, in dem ich ihn betrete, verliere ich die Erinnerung an mein bisheriges Leben. Nur wenn es dir ge-

lingt, meine Schlafstelle ausfindig zu machen, und du dann die Hälfte des Ringes neben die meinige legst, werde ich wieder wissen, wer du bist.«

Darauf verschwand er im Walde. Das Gebüsch schloss sich hinter ihm so dicht und fest wie eine Mauer, doch als die Frau mit ihren Zaubergaben ankam, öffnete es sich und ließ sie durch. Bald stand sie vor einem großen Schlosse, in dessen Nähe die Hütte eines Holzhackers war. Dort ging sie hinein und fragte die Hausfrau, ob sie keine Magd brauchte. Lohn wolle sie nicht; ja, sie wolle ihr noch so viele Diamanten und Perlen geben, wie sie nur wünsche. Unter diesen Umständen durfte sie natürlich bleiben.

Es dauerte nicht lange, so hörte der König von einer jungen Magd reden, die so schön sei, dass sie sicherlich nicht ihresgleichen auf der ganzen Erde habe. Aber die Tochter der Hexe hörte es auch und ging hin, sie zu sehen, und fand sie, als sie gerade damit beschäftigt war, Papier zu zerschneiden, das sich in die feinste Seide verwandelte. Sie war ganz erstaunt darüber und fragte sie, was sie für ihre Schere haben wolle.

»Nichts!«, erwiderte die schöne Magd. »Doch kannst du sie unter der Bedingung haben, dass du mich eine Nacht in dem Schlafgemach deines Gemahls zubringen lässtest!«

Die junge Hexe ging darauf ein und schickte sie in der folgenden Nacht in das Zimmer ihres Mannes. Dieser lag jedoch in so tiefem Schlafe, dass er ihr Kommen gar nicht bemerkte und auf alle ihre Fragen keine einzige Antwort gab. Darauf sang sie:

»Vier lange Jahr'
Dein Weib ich war,
Der Kinder drei
Ich dir gebar;
Auf, brauner Bär, wach auf!«

Doch er regte sich nicht, und sie musste am nächsten Morgen unverrichteter Sache abziehen.

Am Nachmittag ging die junge Hexe an der Hütte des Holzhackers vorbei und sah, wie die schöne Dirne die Diamanten und Perlen haufenweise aus ihrem Haare kämmte. Den Wunderkamm musste sie unter jeder Bedingung haben und erhielt ihn auch gegen denselben Preis wie die Schere.

Auch in der zweiten Nacht konnte sie ihren Gemahl nicht aufwecken. Während sie nun am folgenden Tag am Fenster saß, kam der Prinz zufällig vorbei und da sie ihm gefiel, so fragte er sie, ob er ihr einen Gefallen tun könne.

»O ja«, erwiderte sie, »trinke heute Abend nicht aus dem Glase, das dir deine Gemahlin vor dem Schlafengehen reichen wird.«

Er sagte, er wolle es tun, und als er fort war, kam die junge Hexe vorbei und sah den Wunderhaspel, mit dem man einen endlosen goldenen Faden spinnen konnte, in der Hand der Magd.

»Was willst du dafür haben?«, fragte sie.

»Lass mich heute Nacht wieder im Zimmer deines Mannes zubringen!«

»Recht gerne!«

Am Abend kam sie in das Schlafgemach und sang:

»Vier lange Jahr'
Dein Weib ich war,
Der Kinder drei
Ich dir gebar;
Auf, brauner Bär, wach auf!«

»Ich verstehe dich nicht!«, antwortete der Prinz.

»Weißt du denn nicht mehr, dass ich deine Frau war?«

»Nein; aber ich wünsche, es wäre jetzt so!«

»Kennst du denn die Hälfte dieses Ringes nicht mehr?«

Als der Prinz den Ring sah, bekam er sein Gedächtnis wieder, und der Zauber ward machtlos. Das Schloss fing an allen Ecken an zu krachen, und als es die Leute verlassen hatten, stürzte es zusammen. Die Hexe und ihre Tochter wurden nie mehr gesehen; der Prinz und seine Gemahlin aber holten sich ihre Kinder wieder, gingen seelenvergnügt nach Hause und lebten glücklich bis an ihr Ende.

Der Königssohn in Erin und der König der Grünen Insel

Es war einmal vor langer Zeit ein König in Erin, der hatte einen einzigen Sohn, und der König hatte diesen Sohn so lieb, daß er ihn Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen wollte und ihm nicht erlaubte, sich vom Schloß zu entfernen.

Schließlich, als der Sohn herangewachsen war und das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, sagte er zu seinem Vater: »Es ist nun an der Zeit, daß du mich anderswohin gehen läßt.« »Wenn du danach Verlangen hast, deine Kräfte zu üben«, sagte der König, »so will ich dir einen Ball und einen Hurley¹-Schläger geben.«

Am nächsten Tag gab der König dem jungen Mann einen Ball und einen Hurley-Schläger, und dieser ging damit hinaus auf die Wiese, um zu üben; er übte einen Tag und ein Jahr lang, und als diese Zeit um war, begegnete ihm ein kleiner grauer Mann, der stand mit einem Mal auf der anderen Seite des Grabens und redete ihn an. Sagte er zu dem Königssohn: »Ich glaube, du könntest jetzt recht geschickt im Balltreiben sein, nachdem du die ganze Zeit geübt hast. Wenn du willst, mache ich ein Spiel mit dir.« »Um was sollen wir spielen?«, fragte der Königssohn. – »Wer von uns beiden gewinnt, soll sich wünschen, was er will. Der andere muß es ihm geben.«

Die beiden fingen an zu spielen und spielten den ganzen Tag, bis die Sonne sank, da machte der Königssohn ein Tor. »Was willst du dir jetzt wünschen?«, fragte der kleine graue Mann. »Ich wünsche mir, daß meines Vaters Wiese morgen früh voller Pferde für mich ist.«

Die Wiese war voller Pferde am nächsten Morgen. Alle

1 Schlagballsportart keltischen Ursprungs, mit (Feld-)Hockey vergleichbar

Pferde wurden in den Stall gebracht und versorgt. Der Königssohn aber fing wieder an zu üben und übte einen Tag und ein Jahr lang. Da kam der kleine graue Mann wieder, und sie spielten den ganzen Tag. Als die Sonne am Abend sank, machte der Königssohn ein Tor. »Und was willst du dir diesmal wünschen?«, fragte der kleine graue Mann. – »Ich wünsche mir, daß morgen ein prächtiges Schloß auf meines Vaters Wiese steht, mit Dienerschaft und allem, was zu einem Schloß gehört.« Das Schloß war da am nächsten Morgen, mit Dienerschaft und allem, was dazu gehört.

Wieder übte der Königssohn einen Tag und ein Jahr lang. Danach kam der kleine graue Mann ein drittes Mal zu ihm. »Königssohn«, sagte er, »nun hast du drei Tage und drei Jahre geübt, ich will ein drittes Mal mit dir spielen.«

Sie spielten, und als die Sonne am Abend sank, machte der kleine graue Mann ein Tor. »Was wünschst du dir?«, fragte der Königssohn. – »Ich wünsche mir, daß du auf der Grünen Insel sein sollst, in einem Tag und einem Jahr von heute an.« – »Wo ist die Grüne Insel?« – »Mach dich nur auf und suche nach ihr, es mag sein, daß du sie findest.«

Als der Königssohn an diesem Abend ins Schloß zurückkam, war er sehr niedergeschlagen und traurig. »Was bekümmert dich so, und was für eine Sorge drückt dich heute, mein Sohn?«, fragte der Vater. – »Ich bin beim Spiel geschlagen worden und muß mich nun auf die Suche nach der Grünen Insel begeben.« »Wenn dir das auferlegt ist, so hilft es nichts, du mußt dich auf den Weg machen«, sagte der König. »Ich will dir Geld für die Reise geben.«

Der Königssohn zog seine Straße, bis er zum Hause eines Riesen kam, der ihn freundlich begrüßte. »Wohin des Wegs?«, fragte er. »Ich bin auf der Suche nach der Grünen Insel«, sagte der Königssohn. Der Riese nahm ihn mit sich in sein Schloß, gab ihm ein Abendbrot und ein Lager zum

Schlafen. »Ich will in der Nacht in meinen Büchern nachsehen, wo die Grüne Insel liegt«, sagte er, »wenn ich es herausfinde, werde ich dir morgen früh Bescheid sagen.«

»Hast du gefunden, wo sie ist?« fragte der Königssohn am nächsten Morgen. – »Nein«, sagte der Riese, »aber ich habe einen Bruder, der wohnt ein gutes Stück von hier entfernt; vielleicht kann er sagen, wo die Grüne Insel liegt.« Dann gab ihm der Riese noch zwei Laibe Brot mit auf den Weg.

Der Königssohn schied mit Dank und Segenswünschen von ihm und zog seine Straße weiter, bis er zum Schloß des zweiten Riesen kam. Dieser kam voller Zorn herausgerannt und wollte ihn töten. Der Königssohn gab ihm einen der beiden Brotlaibe. Wie der Riese ihn in die Hand nahm, sagte er: »Das ist ein Brot, das meine Mutter gebacken hat.«

Der Königssohn bekam zu essen und ein Lager für die Nacht. Dann fragte der Riese: »Wohin geht deine Straße?« – »Ich bin auf der Suche nach der Grünen Insel«, sagte der Königssohn. »Ich will versuchen, in meinen Büchern etwas über die Grüne Insel zu finden, und wenn ich es gefunden habe, werde ich es dir morgen früh sagen«, versprach der Riese, als der Königssohn zu Bett ging.

»Hast du etwas über die Grüne Insel in Erfahrung gebracht?«, fragte der Königssohn am nächsten Morgen. – »Nein, ich habe nichts gefunden«, erwiderte der Riese, »aber gehe nur fort auf dieser Straße, bis du zu meinem anderen Bruder kommst, der eine große Strecke von hier entfernt wohnt. Habe keine Angst, gib ihm das Brot, und er wird es erkennen.«

Der junge Mann ging und ging, bis er zum Schloß des dritten Riesen kam. Der Riese wurde wütend, als er den Fremden sah, und lief hinaus, ihn zu töten; aber als der Königssohn ihm das Brot gab, sagte er: »Das hat meine Mutter gebacken.«

Der Riese nahm darauf den Königssohn zum Schloß mit, gab ihm ein Abendbrot und ein Lager zur Nacht und sagte: »Morgen früh werde ich dir sagen, wo die Grüne Insel liegt.« Als der Morgen kam, fragte der Königssohn den Riesen: »Kannst du mir jetzt sagen, wo die Grüne Insel liegt?« Der Riese, welcher Herr der Lüfte war, sagte: »Geh mit mir hinaus. Ich werde alle Vögel der Luft zusammenrufen und sie fragen, ob sie wissen, wo die Grüne Insel liegt.«

Der Riese führte den Königssohn hinaus; als sie vor dem Schloß standen, sagte er: »Oh, ich habe mein Horn drinnen auf dem Tisch vergessen.« »Ich will es holen«, sagte der Königssohn. Er lief hinein, das Horn zu holen, aber er konnte es nicht vom Fleck bewegen; also mußte der Riese selbst danach gehen. Er stieß hinein, und alle Vögel der Luft sammelten sich um ihn.

»Ein Vogel fehlt noch«, sagte der Riese, »der goldene Adler.« Er blies noch einmal das Horn, um zu sehen, ob der Adler käme. Er wartete eine Viertelstunde und blies wieder. Gleich darauf sah er den Adler aus großer Entfernung herankommen. Wie sich dieser auf der Wiese niederließ, konnte er kaum sprechen, so müde war er. »Wo bist du gewesen, als ich das Horn zum ersten Mal blies?«, fragte der Riese. »Ich war auf der Grünen Insel«, sagte der Adler. – »Wo warst du, als ich zum zweiten Mal blies?« – »Ich flog über die Brennenden Berge weg.« – »Wo warst du, als ich zum dritten Mal blies?« – »Da konnte ich das Schloß schon sehen.«

Der Riese fütterte den Adler gut und fragte dann: »Bist du nun stark genug, die gleiche Strecke wieder zurückzufliegen nach der Grünen Insel?« – »Nein, ich bin noch zu schwach«, sagte der Adler. »Pflege mich zwei Wochen lang, dann kann ich den Flug machen.« Der Königssohn übte nun jeden Tag, sich auf dem Rücken des Vogels in die Luft zu erheben.

»Bist du jetzt imstande, den Flug zu machen?«, fragte der Riese, als die zwei Wochen um waren. – »Ja, jetzt kann ich wohl fliegen«, sagte der Adler.

Der Riese hing einen Sack mit Fleischstücken um den Hals des Adlers und sagte dem Königssohn, er solle dem Vogel jedes Mal, wenn er es verlange, ein Stück geben. Der Königssohn setzte sich auf den Rücken des Adlers, und dieser erhob sich in die Lüfte. Er stieg und stieg sehr hoch, und der Königssohn sagte: »Du steigst zu hoch, ich habe Angst.« – »Ich muß so hoch steigen, um über die Brennenden Berge wegzukommen«, sagte der Adler. – »Dann steig nur noch höher, so hoch, wie du kannst.« – »Gib mir ein Stück Fleisch«, sagte der Adler.

Er gab ihm eines. Als sie nun über den brennenden Berg hinwegflogen, schoß eine Flamme von dem Berg in die Höhe und versengte die Flügel des Adlers. Der Königssohn war voller Entsetzen. Der Adler wurde immer schwächer, er konnte kaum noch weiterfliegen. Aber er hielt nicht an, bis er auf der Grünen Insel, in der Nähe eines Sees, niederging.

»Gib gut acht, Königssohn von Irland«, sagte der Adler. »Die drei Töchter des Königs der Grünen Insel kommen immer hierher, um in diesem See zu baden, und sie werden auch heute hierherkommen. Die Jüngste trägt ein Armband, und während sie im Wasser ist, sollst du es ihr wegnehmen. Und jetzt muß ich fort«, sagte der Adler und ließ den Königssohn bei dem See zurück.

Der Königssohn paßte scharf auf, bis er die drei Töchter des Königs der Grünen Insel zum Baden kommen sah; dann versteckte er sich hinter den Sträuchern und stahl das Armband der Jüngsten, während sie im Wasser war.

Wie die drei Schwestern sich nach dem Bade wieder angezogen hatten, vermißte die Jüngste ihr Armband. Die

beiden älteren lachten sie aus und sagten: »Es gibt hier niemanden, der es stehlen könnte, außer unsern Vater, und der ist zur Zeit gar nicht auf der Insel. Dann gingen die beiden davon und ließen die Jüngste, die überall nach ihrem Armband suchte, allein zurück. Sobald sie außer Sicht waren, trat der Königssohn hervor, und die Königstochter faßte sogleich eine große Liebe zu ihm. »Wer bist du, und aus welchem Land kommst du?«, fragte sie. »Ich bin ein Königssohn aus Irland und bin eben hier auf der Grünen Insel gelandet.« – »So komm nur aufs Schloß; du brauchst keine Furcht zu haben, aber warte noch eine Stunde hier, bis ich gegangen bin.«

Als der Königssohn zum Schloß kam und ans Tor pochte, kam der König selbst heraus und fragte: »So bist du also endlich gekommen, Königssohn aus Irland?« – »Ja, ich bin gekommen«, sagte der junge Mann. »Tritt ein«, sagte der König der Grünen Insel. »Ich will dir ein Abendbrot und ein Lager zur Nacht geben. Das ist mehr, als du für mich tun wolltest, wie ich in Erin war, denn du botest mir kein Dach über dem Kopf an, noch einen Bissen zu essen.«

Er nahm darauf den Königssohn mit, brachte ihn in eine Zelle und befahl ihm, dort zu bleiben, bis er ihm etwas zu essen bringen ließe. Dann schickte er seine jüngste Tochter zu ihm mit Wasser und ganz wenig Essen. Als sie hereinkam, weinte er vor ihren Augen. »Sei nicht so mutlos und niedergeschlagen«, sagte sie. »Iß nur das, was ich dir von meinem eigenen Essen bringe.« So warf er, was der König geschickt hatte, fort, und sie brachte ihm von ihrem eigenen. Er aß und wartete, bis der König kam.

»Wie hat dir das Frühstück, das ich dir sandte, geschmeckt?«, fragte der König. – »Es hat mir sehr gut geschmeckt«, sagte der Königssohn aus Irland. Darauf ging der König wieder, und als es Mittag war, brachte die jüngste

Tochter dem Königssohn ein karges Mahl. Er warf alles weg. Später brachte sie ihm die Hälfte ihres eigenen Mittagessens, und er aß es. Am Abend kam der König in die Zelle und sagte: »Morgen früh habe ich eine Arbeit für dich, halte dich bereit.«

Die jüngste Königstochter holte den Königssohn in dieser Nacht in ihr Gemach, und sie redeten dort lange zusammen, schließlich sagte sie: »Du mußt wieder unten sein, bevor mein Vater am Morgen kommt.«

Er war zurück in der Zelle, bevor der alte König kam, und dieser sagte: »Es gibt draußen einen Kuhstall, der seit hundertzwanzig Jahren nicht ausgeräumt worden ist, und darin ist eine Brustnadel, die meiner Urgroßmutter gehört hat. Du sollst den Stall saubermachen und mir die Nadel bringen.«

Der Königssohn von Erin nahm eine Schaufel und ging zu dem Kuhstall. Das Haus war sehr groß und hatte vierzig Fenster. Der junge Mann machte sich an die Arbeit, aber sofort er eine Schaufel voll Mist hinauswarf, kamen drei Schaufeln zu jedem der vierzig Fenster wieder herein, so daß er zuletzt aus dem Stall rennen mußte, um nicht drinnen erstickt zu werden.

Die Königstochter kam mit einem Frühstück, und er weinte vor ihr. »Was bekümmert dich denn jetzt wieder?«, fragte sie. »Ich habe mit aller Kraft gearbeitet«, sagte der Königssohn, »aber trotzdem ist jetzt viel mehr Mist in dem Kuhstall, als wie ich anfing.« – »Weine nicht mehr«, sagte sie. »Ich will den Kuhstall für dich ausräumen.« Damit fing sie an zu arbeiten, und für jede Schaufel voll, die sie aufnahm, flogen einundzwanzig Schaufeln durch jedes der vierzig Fenster hinaus. Sie fand die Nadel, gab sie ihm und sagte: »Geh nicht eher zum Schloß als eine Stunde, nachdem ich von hier weggegangen bin. Wenn mein Vater dich nach der Nadel

fragt, sollst du sie ihm nicht geben; sage, daß das Geringste, was du gewinnen kannst, dir einmal von Nutzen sein mag.«

Als er zum Schloß kam, fragte der König: »Hast du die Nadel gefunden?« »Ja, ich habe sie gefunden«, sagte der Königssohn. Der König wollte sie haben. Er sagte, er dünkte nicht daran, sie herauszugeben; das Geringste, was er gewinne, möchte ihm einmal von Nutzen sein. So behielt er die Brustnadel. Der König tat ihn wieder in die Zelle und ließ ihm die Nadel. Die jüngste Königstochter brachte ihm Brot und Wasser. Er warf es weg. Später brachte sie ihm die Hälfte ihres eigenen Essens. Er aß es, und sie sagte ihm, daß sie ihn zur Nacht wieder in ihr Zimmer holen werde und daß er zurück in der Zelle sein müsse, ehe der Vater am Morgen käme. Sie holte ihn auch wirklich in ihr Zimmer im Schloß, und er war am Morgen vor dem alten König zurück.

»Heute habe ich eine andere Aufgabe für dich«, sagte der König. – »Es gibt keine Aufgabe, du magst mir geben, welche du willst, die ich nicht lösen könnte«, sagte der Königssohn. – »Ich habe hier unten einen See, und meine Urgroßmutter hat darin einen goldenen Ring verloren. Du sollst den See ausschöpfen und mir den goldenen Ring bringen.«

Der junge Mann nahm einen Eimer und fing an, den See auszuschöpfen, aber je mehr er schöpfte, um so tiefer wurde der See. So setzte er sich auf einen Felsen und fing an zu weinen. Um Mittag brachte ihm die Königstochter die Hälfte ihres Essens und sagte: »Du sollst nicht niedergeschlagen und traurig sein, setz dich nur her und iß.«

Während er nun aß, zog sie ihr Taschentuch heraus und warf es in den See. Im selben Augenblick fing der See an auszutrocknen, und bald war nicht ein Tropfen Wasser mehr darin. Die Königstochter fand den Ring und gab ihn dem Königssohn. Er ging zum Schloß, eine Stunde, nachdem die Prinzessin ihn verlassen hatte.

»Hast du den Ring, den ich dich heute früh suchen hieß?«, fragte der König. – »Ja, ich habe ihn.« – »So gib ihn mir.« – »Nein, ich will ihn nicht hergeben, das Geringste, was ich gewinne, kann mir einmal aus der Not helfen«, sagte der Königssohn. Und er behielt den Ring.

Der König brachte ihn wieder in seine Zelle und schickte die jüngste Königstochter mit Brot und Wasser zu ihm. Er warf alles fort. Sie gab ihm die Hälfte ihres eigenen Abendbrotes und nahm ihn mit in ihr Zimmer im Schloß. Schließlich sagte sie: »Du mußt jetzt hinunter in deine Zelle gehen, ehe mein Vater kommt.«

Er eilte zurück in seine Zelle und war kaum darin, als der König schon kam.

»Wie hast du die Nacht verbracht?«, fragte der König. – »Oh, sehr angenehm«, sagte der Königssohn. – »Heute habe ich eine weitere Aufgabe für dich.« – »Was für eine Aufgabe ist das?« – »Im Wipfel eines Baumes, der draußen steht, steckt ein Schwert, und du sollst mir dieses Schwert holen.«

Der Königssohn nahm seine Hacke und zog eine Linie rings um den Stamm des Baumes, um festzustellen, ob er mehr werde wie der See und der Mist im Kuhstall. Er fing an, den Baum zu fällen; aber der wurde dicker und dicker bei jedem Schlag. Er setzte sich hin und fing an zu weinen. Die Königstochter kam und sagte: »Du brauchst nicht niedergeschlagen oder traurig zu sein. Ich will den Baum für dich fällen.«

Sie schlug die Axt ein einziges Mal in den Baum, und er fiel um. Sie holte das Schwert aus der Spitze, gab es dem Königssohn und sagte: »Komm zum Schloß eine Stunde nach mir. Wenn mein Vater dich nach dem Schwert fragt, so gib es ihm nicht. Sage, das Geringste, was du gewinnen kannst, möchte dir einmal helfen.«

Sie ging davon, und eine Stunde später ging der Königs-

sohn hinterher. »Hast du den Baum gefällt?«, fragte der König. – »Ja, das habe ich.« – »So gib mir das Schwert.« – »Das will ich nicht tun. Das Geringste, was ich gewinne, könnte mir einmal helfen.«

Der König brachte ihn wieder in seine Zelle und sagte: »Ich habe gehört, daß jeder Mann aus Erin Geschichten erzählen kann. Ich werde dich heute abend in mein Zimmer holen. Du mußt mir ein paar Geschichten erzählen.«

Der König holte ihn in sein Zimmer. Die jüngste Tochter hatte an jeder Seite des Zimmers ein Bett gemacht; eines für ihren Vater und eines für den Königssohn. Sie ließ das Licht sehr niedrig brennen, so daß das Zimmer fast dunkel war. Dann nahm sie drei Brotlaibe, die sie gebacken hatte, legte einen auf das Lager des Königssohns, einen in die Mitte des Zimmers und einen an die Tür. Dann machten sich die Königstochter und der Königssohn zusammen auf und flohen in größter Eile. Der König sagte: »Nun, Königssohn, fang deine Geschichte an.«

Das Brot auf dem Lager fing an, eine Geschichte zu erzählen, und die war so lang, daß der König einen guten Teil der Nacht damit zubrachte, ihr zu lauschen. Als die erste Geschichte zu Ende war, sagte der König: »Das ist eine gute Geschichte, sie gefällt mir; nun erzähle noch eine.«

Das Brot in der Mitte des Zimmers fing an, eine Geschichte zu erzählen und erzählte so lang, daß es schon gegen Morgen ging, als es damit zu Ende war. »Auch diese Geschichte ist sehr gut«, sagte der König; »erzähl eine dritte.«

Das Brot an der Tür fing an und sagte: »Nun will *ich* dir eine Geschichte erzählen, die wird dich noch ganz anders aufhorchen lassen. König der Grünen Insel, deine Tochter ist gestern abend mit dem Königssohn von Erin geflohen. Sie sind zu dieser Stunde schon weit weg, und es wäre nun an dir, die Verfolgung aufzunehmen.«

Der König sprang auf, ging zu dem Lager, wo er dachte, den Königssohn zu finden, und fand nur das Brot. Da wußte er, daß es seine jüngste Tochter war, die ihm diesen Streich gespielt hatte. Er rief seine beiden älteren Töchter, und die drei machten sich sogleich an die Verfolgung des Königssohns.

Die jüngste Tochter wußte sehr gut, daß ihr Vater und ihre Schwestern sie verfolgen würden, so sagte sie dem Königssohn, er solle sich umschauen, ob jemand hinter ihnen herkäme.

Er schaute sich um und sagte: »Ich sehe drei Vögel hinter uns herkommen, eine große Strecke zurück.« – »Schau zum zweiten Mal.« Er sah sich um: »Sie sind wie drei Heuschaber«, sagte der Königssohn. – »Schau ein drittes Mal.« Er schaute sich um: »Sie sind wie drei Berge.« – »Wirf die Nadel hinter dich«, sagte sie.

Er warf die Nadel hinter sich, und im selben Augenblick war das ganze Land mit riesengroßen Stahlspitzen bedeckt, die standen aufrecht da, wie ein dichter Wald ohne Zweige gerade vor dem König der Grünen Insel und seinen beiden ältesten Töchtern.

»Lauft eilends heim«, sagte der König zu seinen Töchtern, »und holt den Hammer, den ich unter dem Bett liegen ließ«. Sie waren bald zurück mit dem großen gewichtigen Hammer. Er zerschmetterte damit die Stahlspitzen und brach sich einen Weg hindurch, und die drei eilten weiter.

Bald darauf sagte die Königstochter zu dem Königssohn: »Schau dich um, ob du sie sehen kannst.« – »Ich sehe drei Wesen, so groß wie drei Vögel hinter uns herkommen.« – »Schau dich noch einmal um«, sagte sie nach einer Weile. – »Sie sind wie drei Heuhaufen.« – »Schau dich ein drittes Mal um.« – »Sie sehen aus wie drei Berge.« – »Wirf den Ring hinter dich.«

Im Augenblick, wo er den Ring warf, wurde das ganze Land hinter ihnen zu einem See. Der König konnte nicht hinüber, so sagte er zu seinen beiden Töchtern: »Geht heim und holt den Eimer, der in meinem Zimmer steht.« Sie eilten zurück und holten den großen Eimer.

»Gebt ihn her«, sagte der König. Er schöpfte den See aus, und die drei eilten weiter.

Die jüngste Königstochter sagte zu dem Königssohn: »Schau dich um und sieh, ob sie kommen.« – »Sie sind wieder wie drei Vögel.« – »Schau zum zweiten Mal.« – »Sie sind wie drei Heuschaber.« – »Schau ein drittes Mal.« – »Sie sind wie drei Berge.« – »Wirf das Schwert hinter dich.«

Er warf das Schwert; das ganze Land hinter den beiden war bedeckt von einem großen Wald, so dicht, daß niemand hindurchdringen konnte. Der König sagte zu seinen Töchtern: »Geht heim und holt die Axt, die ich zurückließ.«

Sie brachten die Axt; er schlug einen Weg durch den Wald, und sie eilten weiter. Das fliehende Paar kam an einen Fluß, der war eine Meile breit; ein Boot lag am Ufer vor ihnen; sie sprangen hinein und ruderten mit aller Macht hinüber. Der König der Grünen Insel konnte nicht mehr als eine dreiviertel Meile weit springen. Das Boot war eben eine dreiviertel Meile vom Ufer entfernt, als der König auf dem hohen Steilufer des Flusses anlangte. Er sprang sogleich, mit aller Kraft, und kam gerade hinter dem Boot herunter. Im selben Augenblick schlug ihn der Königssohn mit dem Ruder aufs Haupt, und er starb. Die beiden kamen sicher an Land und zogen weiter ohne Eile.

»Nun brauchen wir niemanden mehr zu fürchten«, sagten sie. Der Königssohn ging und ging mit der Tochter des Königs der Grünen Insel, bis er in die Nähe des Schlosses seines eigenen Vaters kam. »Warte hier ein Weilchen«, sagte er, »ich werde dich bald holen.« – »Du darfst niemanden küs-

sen«, sagte die Königstochter, »und dich von niemandem küssen lassen, solange du im Schloß bist. Wenn du das tust, wirst du mich im gleichen Augenblick vergessen haben.«

Er ging ins Schloß; er küßte niemanden und ließ sich von keinem küssen; aber sein alter treuer Hund, der in einer Ecke lag, sprang auf und küßte ihn. Im gleichen Augenblick hatte er die Königstochter vergessen. Sie wartete lange, und als er nicht zurückkam, ging sie allein weiter in den Wald.

In diesem Wald lag das Haus eines Schmieds und seine Werkstatt. Als es Nacht wurde, stieg sie in einen der Bäume, die um den Brunnen herum standen. Der Mond schien in dieser Nacht, und die Magd des Schmieds kam zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen; sie sah das Spiegelbild einer jungen Frau im Wasser und dachte, es sei ihr eigenes Antlitz, das sie sähe.

»Oh, ist es nicht eine Schmach und Schande, daß solch eine Schönheit wie ich in der Hütte eines Schmiedes dienen muß!« Sie warf den Eimer weg, lief davon und ließ sich nie wieder sehen im Haus des Schmieds. Die Frau des Schmieds wartete eine ganze Weile. Schließlich machte sie sich selbst zum Brunnen auf, um nachzusehen, denn sie fürchtete, das Mädchen sei hineingefallen. Auch sie sah das Spiegelbild im Wasser, dachte, es sei ihr eigenes Antlitz, und sagte: »Es ist eine Schande für mich, die Frau und Dienstmagd eines Grobschmieds zu sein, da ich doch von so schönem Angesicht bin!« Also lief sie weg und kam nie wieder zurück zu ihrem Mann.

Zuletzt ging auch der Schmied hinaus, um nach der Magd und seiner Frau zu suchen, er kam zum Brunnen, schaute hinein, sah das Spiegelbild und merkte wohl, daß es das einer Frau war; so schaute er hinauf in den Baum über sich und sah daselbst eine junge Frau.

»Komm herunter«, sagte er, »deinetwegen sind die Magd

und meine Frau davongelaufen. Du mußt nun mit mir kommen und mir mein Haus besorgen!«

Sie ging mit dem Schmied in sein Haus und kochte für ihn, bis sie eines Tages hörte, daß der Königssohn sich vermählen sollte, da sagte der Schmied: »Wenn du zu dem Hochzeitsfest gingest, fändest du dort vielleicht Arbeit und könntest dir etwas verdienen.«

Sie ging hin, und am Abend vor der Hochzeit sollte ein großer Kuchen gemacht werden. »Darf *ich* den Kuchen machen?«, fragte sie den Oberkoch. Der wurde gleich ärgerlich und sagte: »Du kannst doch den Kuchen nicht machen.« Da gab ihm die junge Frau fünf Goldstücke, und der Oberkoch ließ sie den Kuchen machen. Sie machte also den Kuchen und bildete darauf ihres Vaters Schloß, den Kuhstall, den Baum und den See ab, so daß der Königssohn das alles sehen konnte.

Als der Kuchen nun aufgetragen wurde, sagte ein jeder: »Es muß ein Fremder im Schloß sein.« Der Koch wurde gerufen, und er sagte, eine junge Frau sei gekommen, die hätte ihn gemacht. »Schick sie her«, sagte der König. Sie kam und wurde aufgefordert, bei der Gesellschaft zu bleiben. Während des Abends erzählten alle eine Geschichte, und schließlich sagte der König von Erin auch zu der jungen Frau: »Jetzt mußt *du* uns eine Geschichte erzählen.« – »Ich weiß keine Geschichte«, sagte sie, »aber ich will Euch ein Kunststück zeigen, wenn Ihr erlaubt«. – »Ja, das tu nur«, sagte der König.

Sie warf zwei Haferkörner hin, und daraus wurden ein Hahn und eine Henne. Sie warf ein einzelnes Haferkorn zwischen die beiden. Die Henne nahm das Korn, und der Hahn pickte nach ihr. »Das hättest du mir nicht angetan an dem Tag, als du den Kuhstall ausräumtest und ich dir helfen mußte«, sagte die Henne.

Sie warf noch ein Haferkorn, die Henne nahm es, und der Hahn pickte nach ihr. »Das hättest du mir nicht angetan an dem Tag, als du den See ausschöpftest und nach einem Ring suchtest«, sagte die Henne.

Sie warf ein drittes Korn, die Henne nahm es, und der Hahn pickte nach ihr. »Das hättest du mir nicht angetan an dem Tag, als du den großen Baum fälltest, um meines Vaters Schwert zu bekommen, und nicht, als ich die drei Brotlaibe buk und wir beide zusammen flohen.«

Mit einem Mal erinnerte sich der Königssohn wieder an die junge Frau und erkannte sie im gleichen Augenblick. Da wandte er sich an seinen Vater und sagte: »Ich will keine andere zur Frau haben als diese.« Darauf heiratete der Königssohn in Erin die Tochter des Königs der Grünen Insel, und die beiden lebten für alle Zeiten glücklich miteinander.

Die böse Stiefmutter

Es war einmal ein König, der hatte zwei liebe Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die aber sehr schlecht behandelt wurden, da seine zweite Frau ein sehr böses Weib war. Eines Tages, als er auf die Jagd geritten war, trat die Stiefmutter zu dem kleinen Mädchen und hielt in der einen Hand einen Becher mit Gift und in der andern einen scharfgeschliffenen Dolch und zwang sie, zu schwören, nie einem Christenmenschen ein Wort von dem zu sagen, was sie jetzt tue. Das junge Mädchen, nichts Böses ahnend, folgte ihr auch, wonach sie den Lieblingshund ihres Gemahls bei den Ohren nahm und ihm den Hals abschnitt.

Als nun der König zurückkam und den Hund in der Halle tot liegen sah, ward er sehr betrübt und fragte, wer sich eine solche Schandtat erlaubt habe.

»Wer anders wird es wohl getan haben als deine geliebte Tochter«, erwiderte höhnisch seine Frau, »frage sie doch selber und sieh', ob sie auch noch die Frechheit hat, es zu verneinen!«

Das arme Kind fing darauf an bitterlich zu weinen, sagte aber ihres Schwures wegen kein Wort. Der König wusste nicht, was er sagen oder tun sollte; er nahm weder Speise noch Trank zu sich und schlich sich tiefbetrübt in sein Schlafgemach.

Als er am nächsten Tage wieder auf die Jagd gegangen war, vergiftete die böse Stiefmutter den Knaben und stellte den Leichnam auf den Kopf in den Hausgang, sodass ihn der König gleich bemerkte, als er heimkam. »Wer in aller Welt hat dies getan?«, fragte er wütend.

»Wer wohl anders als deine liebe Tochter!«, antwortete seine Frau. Darauf rief der König zwei Diener herbei und sprach zu ihnen: »Schleppt dieses elende Geschöpf in den

Wald und schneidet ihm beide Hände ab, damit es kein Unheil mehr anrichten kann! Aber vergesst nicht, mir die Hände mitzubringen, wenn euch euere Köpfe lieb sind!«

Dabei trat er so kräftig auf, dass das ganze Schloss zitterte und ihm die Splitter einer Diele in den Fuß drangen. Anfangs merkte er dies nicht, doch als er späterhin seine Stiefel auszog, sah er, dass der eine ganz voll Blut und ihm ein großer Splitter tief in das Fleisch gedrungen war. Gleich wurde nun nach einem Wundarzte geschickt; doch es gelang ihm nicht, den Splitter herauszuziehen, und der König war gezwungen, ruhig auf dem Sofa liegen zu bleiben.

Als dem armen Mädchen die Arme abgeschnitten wurden, glaubte es zuerst, es müsse sterben; doch fiel ihm bald darnach ein, dass im Walde eine heilige Quelle sei, die es nun auch gleich aufsuchte. Es steckte seine Hände in das Moos, das an dem Rande wuchs, und augenblicklich hörten sie auf zu bluten und zu schmerzen.

Darnach schlief die Jungfrau ein, und der Geist ihrer Mutter erschien ihr im Traume und sagte, sie solle stets gut und brav sein und nie ihr Morgen- und Abendgebet vergessen, und alle ihre Feinde würden dann zu Schanden werden.

Als sie am nächsten Morgen aufgestanden war und nach der Vorschrift ihrer Mutter ihr Gebet gesagt hatte, fühlte sie Hunger und sah sich um, ob sie nicht irgendwo etwas zu essen fände. Da hörte sie dann plötzlich einen eigentümlichen Lärm, der sie so sehr erschreckte, dass sie in einen hohlen Baum, der in der Nähe der Quelle stand, kroch. Von dort aus sah sie nun ein junges Mädchen mit einem Butterbrot in der einen Hand und einem Krüge in der andern an die Quelle kommen; um es nun etwas besser sehen zu können, streckte sie ihr Köpfchen so weit heraus, dass sein Schatten im Wasser zu sehen war. Das fremde Mädchen glaubte nun, es sähe sein Gesicht und lief augenblicklich in

den königlichen Palast, der nicht weit davon war, zurück und sagte: »Das sollte mir einfallen, noch ferner Wasser zu holen; ich bin seit gestern so schön geworden, dass ich verdiene, die Frau des Königs zu werden!«

»Dich will ich schon kurieren!«, brummte der ärgerliche Koch und schloss sie bei Brot und Wasser in ein dunkles Zimmer ein.

Zwei andere Mädchen, die nach Wasser geschickt wurden, kamen ebenfalls mit derselben Antwort zurück, und als dies der König erfuhr, ging er auch nach der Quelle und sah den wunderschönen Schatten, aber er hatte Verstand genug, sich nach der Ursache desselben umzusehen. Da fand er denn das reizende Mädchen in dem Baume und nahm es mit nach Hause und heiratete es.

Als sie ein Jahr verheiratet waren, bekamen sie einen Sohn, der auf die Bitten seiner Mutter erst dann getauft werden sollte, wenn der König aus dem Kriege mit den Dänen zurückgekehrt sei. Damit war der König auch ganz zufrieden; er machte ihr ein seltenes Kleinod zum Geschenk und zog fort in die Weite. Sein Herz hing so sehr an seiner Königin, dass er ihr jeden andern Tag einen langen Brief schrieb; die Königin tat dasselbe, aber weder er noch sie bekam jemals ein Schreiben zu sehen, denn die böse Stiefmutter hatte den Aufenthalt ihrer Tochter ausgefunden und dem Briefträger eine schwere Summe Geldes versprochen, wofür er ihr alle Briefe überlieferte. Die arme Königin weinte Tag und Nacht, und ihr Gemahl wusste nicht, ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen ging.

Endlich erhielt der König einen Brief; aber diesen hatte die böse Stiefmutter geschrieben; auch war er nicht an ihn, sondern an einen Offizier gerichtet, der darin zu einer geheimen Zusammenkunft an einem gewissen Platze im Walde eingeladen wurde.

Dies brachte den König dermaßen in Wut, dass er den jungen unschuldigen Soldaten in Ketten legen ließ und zwei Boten abschickte, um die Königin zu töten und seinen Sohn zu ihm zu bringen.

Doch in der Nacht zuvor war der Königin der Geist ihrer Mutter erschienen und hatte sie vor dem kommenden Unglück gewarnt. »Geh«, sagte sie, »morgen mit deinem Kinde an die heilige Quelle und wasche deine Arme darin und fülle eine Flasche mit Wasser und bringe sie deinem Vater. Vergiss aber nicht, vorher deine Mädchenkleider anzuziehen.«

Sie tat, wie ihr befohlen wurde, und als sie ihre Arme und ihr Gesicht wusch, bekam sie auf einmal ihre Hände wieder, und ihr Gesicht, das nie eine andere Farbe als die der Milch gehabt hatte, ward so braun wie die wilden Beeren im Walde. Darnach eilte sie dem Schlosse ihres Vaters zu.

Da sie dem Türhüter sagte, sie sei gekommen, um den König zu kurieren, ward sie gleich eingelassen und dem König vorgeführt, und kaum hatte sie ihm die Wunde gewaschen, so kam der Splitter heraus, und er war wieder so gesund wie vorher.

Da freute sich denn der König sehr, aber seine böse Frau sann darauf, die Fremde zu verderben, trotzdem sie sie nicht kannte.

Nach zwei oder drei Wochen war der Krieg vorbei, und der junge König kam auf seiner Heimfahrt zufällig in das Haus seines Schwiegervaters, woselbst er seiner Tapferkeit wegen sehr gut aufgenommen wurde. Als er vom Pferde stieg, hielt ihm seine Frau den Knaben mit dem ihr beim Abschiede geschenkten Kleinod entgegen, was ihn ganz außer Fassung brachte. Der Knabe hatte ganz seine Züge, aber das Gesicht der Frau und ihre wohlgeformten Hände leiteten ihn irre. Er küsste den Knaben und sagte kein Wort, bis das Mittagessen vorbei war.

»Würdest du die Güte haben«, sprach er dann zu dem König, »nach der braunen Frau nebst ihrem Kinde zu schicken? Ich möchte gerne ein Wort mit ihr reden.«

»Recht gerne«, erwiderte der König, »ich verdanke ihr mein Leben!«

Als sie hereingekommen war, fragte sie ihr Gemahl, wer der Vater ihres Kindes sei.

»Das darf ich dir nicht sagen«, erwiderte sie, »denn ich habe einst einen heiligen Eid geschworen, nie einem getauften Menschen etwas über mich mitzuteilen. Da aber mein kleiner Sohn noch nicht getauft ist, so werde ich ihm alles sagen. Wisse also, lieber Knabe, dass einst meine böse Stiefmutter meinen kleinen Bruder und den Lieblingshund meines Vaters tötete und dann mich schwören ließ, nie einem Christenmenschen etwas davon zu sagen. Darauf beredete sie meinen Vater, mir die Hände abhauen zu lassen; und sicherlich wäre ich damals gestorben, wenn ich mich nicht in einer heiligen Quelle im Walde gewaschen hätte. Dort machte ich kurz darauf die Bekanntschaft eines jungen Königs, der mich heiratete; da er aber eines Tages in den Krieg ziehen musste, so spielte ihm meine Stiefmutter einen falschen Brief in die Hand, auf dessen Inhalt hin er mich töten lassen wollte. Doch der Geist meiner lieben Mutter bewachte mich und so erhielt ich denn meine Hände und mein Vater seine Gesundheit wieder. Und nun, lieber Sohn, lege ich dich in die Arme deines Vaters!«

Darauf wusch sie ihr Gesicht, und es ward wieder so schön wie an dem Tage ihrer Hochzeit. Der Freude und des Jubels wollte es nun gar kein Ende nehmen; die böse Stiefmutter aber machte kein frohes Gesicht dabei, und wenn sie sich nicht unbemerkt aus dem Staube gemacht hätte, so wäre sie sicherlich nicht mit dem Leben davongekommen.

Der Tribut des Königs O'Toole

»An einem ruhigen Abend, als die Sonne im Westen hinter den großen blauen Gebirgen unterging«, so erzählte George O'Malley, der alte Schmuggler, »braute ich eine Schüssel voller starkem Gerstenpunsch, den Brian so gern hatte, und nachdem er ein paar Gläser getrunken hatte, sagte ich zum letzten Rebellen des Westens:

›Ich frage mich, ob die Frau des Prinzen von Lugatheriv je das Grab ihrer Mutter auf Omey Island besucht hat?‹

›Darüber weiß ich nichts‹, sagte er, ›aber ich weiß, daß ich einmal dort hinging, nicht zum Grab einer Frau, sondern um den Friedhof anzusehen, der Schauplatz einer historischen Schlacht gewesen ist.‹

›Ach, erzählt doch mal davon‹, sagte ich.

›Mit Vergnügen‹, sagte er, ›vor ein paar hundert Jahren regierte auf Omey Island ein Herrscher, der hieß König O'Toole, aber es war nicht jener alte Bursche mit dem Gänserich, den Ihr vielleicht aus einer anderen Geschichte kennt.

Zu dieser Zeit lebte der Großkönig von Iaar Connacht auf seinem guten Schloß Aughna Noor. Dieser Großkönig hieß Morragh n-Thia oder ›das Beil‹, denn er beherrschte alles Land zwischen dem See Corrib und dem Atlantik. Eines Tages nun schickte der Großkönig Boten aus zu König O'Toole und verlangte Tribut.

Als die Boten in dem Palast des Königs ankamen, war der gute alte O'Toole gerade dabei, sich sein Mittagessen zuzubereiten. Er war ein alleinstehender Mann und mußte sich daher auch um die Küchenarbeit kümmern. Er buk gerade vierzig große Kartoffeln in der heißen Asche, und als sie gar waren, nahm er sie heraus und pellte sie mit einem Dolchmesser ab. Er legte sie dann in eine große hölzerne Schüs-

sel, die man ›pluckie‹ nennt, bräunte ein halbes Pfund frische Butter, schüttete diese über die Kartoffeln und schlug beides zu einem Brei. Die Ärzte behaupten, daß ein solcher Pudding viel Wind im Gedärm erzeuge, und wenn das stimmt, so wäre dies eine Erklärung dafür, warum vor der Küste von Omey Island immer so starker Wellengang herrscht, denn irgendwohin muß der Wind ja wehen, den der König aus seinem Bauch entläßt.

Als nächstes öffnete der König die Familienkiste und holte einen Likör aus Ziegenmilch hervor. Er setzte sich in seinen aus Stroh geflochtenen Sessel, stellte sich das Glas Likör auf die Knie und den Teller auf die Sessellehne und wollte gerade eine kleine Mahlzeit halten. Einen Tisch duldete König O'Toole nie in seinem Schloß.

Während er nun aß, standen ihm in der Mitte des Zimmers zwei Schweine gegenüber, die wüst quietschten und etwas vom guten Essen abhaben wollten. Und auf der Türschwelle standen zwei große Ziegen. Ihre Hörner berührten den Türrahmen, und ihre Bärte reichten bis auf den Fußboden. So standen sie dort wie zwei alte orientalische Sterndeuter, die in den Himmel starren. Als nun der alte König auch noch seinen Nachtisch aufgegessen hatte, erhob er sich mit Würde, schüttelte sich, zupfte seine Kleider zu recht und wandte sich an die Boten, die die ganze Zeit schon gewartet hatten.

›Woher kommt ihr?‹ fragte er sie.

›Wir kommen von dem großen Schloß Aughna Noor, antworteten sie.

›In welcher Absicht?‹

›Wir sollen Tribut eintreiben für den Großkönig Morragh n-Thia.‹

›Kehrt zu eurem Herrn zurück‹, sagte der König, ›und richtet ihm aus, er solle selber kommen, und wenn er wirk-

lich bis nach Omey Island gelangt, dann will ich ihm eine Tracht Prügel verpassen, an die sich dieser plündernde Schurke gewiß für den Rest seines Lebens erinnern wird.«

Als die Boten wieder gegangen waren, überlegte der König O'Toole, daß er sich wohl oder übel nun für den Krieg rüsten müsse, denn er wußte nur zu gut, daß Morragh nun bestimmt in sein Reich einfallen werde.

O'Toole besaß keinerlei Waffen, aber er sammelte hundert Karrenladungen voller Wackersteine und stapelte sie an der Hochwassermarke am Strand auf. Dann besuchte er sein Arsenal, denn er hatte sich daran erinnert, daß dort doch wohl noch eine alte Donnerbüchse stand. Es war eine, deren Schloß noch einen Feuerstein hatte, aber das Schloß war, wie auch der Hammer, eingerostet, und der Lauf hatte sich von seiner Auflage gelöst.

Der König beriet mit seinem Oberscharfschützen Festy Folan.

›Sieh dir das an, Festy,‹ sagte er.

›Nun, ich sehe es,‹ antwortete Festy.

›Meinst du, damit kommen wir durch?‹ fragte der König.

›Es müßte gehen, wenn man das Rohr an der Auflage festbindet,‹ sprach Festy.

›Aber wie wollen wir etwas festbinden, wenn wir nicht einmal Bindfaden haben,‹ sprach der König.

›Ich werde etwas beschaffen, um es festzubinden,‹ sagte der Oberscharfschütze.

In den Dünen auf Omey wächst eine Art wildes Gras, das seine Wurzeln viele hundert Fuß tief in den Sand hinab ausstreckt.

Diese Wurzeln sind gerade so gut und fest wie ein ordentlicher Bindfaden, und mit ihnen band Festy den Rohrlauf der alten Donnerbüchse wieder an der Auflage fest. Dann rief er seinen Hilfsschützen Darby Clogerty und sprach:

›Lauf doch bitte hinunter zum Felsen, der über der Hochwassermarke liegt, und entfache dort ein gutes Feuer.« Ihr seht, König O'Toole war entschlossen, sich von seinen Feinden nicht im Mittagsschlaf überwältigen zu lassen, und in der Tat, ob Ihr es glaubt oder nicht, nun war er hinreichend gerüstet für den Krieg, der da kommen würde, ob er es nun wollte oder nicht. Als die Boten Aughna Noor erreichten, fragte Morragh sie sofort, ob sie denn den König O'Toole angetroffen hätten.

›O ja«, antworteten sie.

›Arra musha', und was für ein Bursche ist er?«

›Er lebt in großem Stil«, sprachen sie, ›und als wir zu seinem Schloß kamen, war er gerade dabei zu speisen. Den Tisch, den er benutzte, wollte er nicht hergeben – und hätten wir auch noch soviel Gold dafür geboten. Während er aß, standen ihm zwei Musikanten gegenüber und machten Musik auf Kriegspfeifen, und diese Musik konnte man über zwei Meilen hin hören.

An der Tür aber hielten zwei Burschen Wache. Ihre Speere berührten den Türrahmen, und ihre langen Bärte fielen ihnen bis zum Bauchnabel.«

›Ich begreife«, sagte Morragh, ›das muß ein mächtiger Herrscher sein. Und was hat er gesagt, als ihr Tribut von ihm verlangt habt?«

›Er sagte, wenn Ihr nach Omey Island kämet, würde er Euch eine gehörige Tracht Prügel verpassen«, erzählten die Boten.

Da geriet Morragh in großen Zorn, aber gerade wenn man in Zorn ist, begeht man oft die größten Dummheiten.

›Ich lasse ihn und seine Untertanen in Ketten legen, und ist das geschehen, so lasse ich sie in die See werfen, und

1 Ausruf der Verwunderung

sollten sie dabei nicht ertrinken, so werde ich dafür sorgen, daß sie hinterher verhungern.«

Darauf sammelte er Truppen und brach am nächsten Morgen in den fernen Westen auf.

Zu dieser Zeit hatte Morragh zwei erwachsene Töchter. Die eine war mit dem Grafen von Clanrichard verlobt, der sich gerade um diese Zeit in Aughna Noor auf Besuch befand. Am nächsten Morgen also zog Morragh gegen Omey Island aus, begleitet von seinen beiden Töchtern, seinem angehenden Schwiegersohn Clanrichard und einer großen Armee. Am Nachmittag erreichten sie Claddagh Duff. Und als sie nach Omey hinüberschauten, sahen sie König O'Toole und seine Armee an der Küste.

›Diese Wilden haben nicht einmal Schwarzdornstöcke in den Händen‹, sagte Clanrichard.

›Wir werden über sie einen leichten Sieg erringen‹, frohlockte Morragh.

Auf dem Höhepunkt der Flut trennt ein Wasserstreifen von fast einer Meile Omey Island von Claddagh Duff auf dem Festland.

Bei Ebbe ist dieser Streifen ein langer Sandstrand. Wenn die Flut wiederkommt, drängt das Wasser mit schrecklicher Wucht und rasender Geschwindigkeit heran. Doch davon wußten die Angreifer nichts. Das Wasser stand erst knöcheltief auf dem Sand, als sie sich anschickten hinüberzureiten.

Die ganze Zeit über kniete Festy Folan, den man sich als einen Mann mit tief herabhängenden Schnurrbartspitzen vorstellen muß, auf dem Felsen über der Hochwassermarke.

Die alte Donnerbüchse hatte er auf einen Stein aufgelegt. Neben ihm unterhielt sein Unterschütze das Feuer. In das Feuer gestellt aber hatte er die Halbtteile von alten Zangen, und die Enden der Eisen waren schon weißglühend.

›Jetzt will ich zielen‹, sagte Festy, ›wenn ich die linke Hand nach hinten ausstrecke, dann schiebe das glühende Eisen in das Rohr der Donnerbüchse. Pulver ist schon auf der Pfanne. Hast du mich verstanden?‹ →O ja, mein Herr und Meister!‹ rief Darby.

Festy zielte. Er streckte den linken Arm nach hinten aus. Die Büchse donnerte los, und Morragh stürzte aus dem Sattel, tot, mitten durch das Herz getroffen, von dem weißglühenden Halbteil einer Zange, einem grausigen Geschoß.

In größter Eile brachte Festy darauf die Donnerbüchse wieder in Anschlag.

›Hast du noch mehr Eisen im Feuer?‹ fragte Darby.

›Es ist vorgesetzt!‹

Wieder wurde ein Schuß abgefeuert, und diesmal stürzte der Graf von Clanrichard tot aus dem Sattel. Die Kavallerie, die gegen die Insel hin angeritten war, mußte wenden, denn inzwischen strudelte das Wasser um ihre Sattelgurte, und die Flut stieg immer noch weiter.

Die Infanterie war der Insel schon nahe, als König O'Toole und seine Leute von der Höhe des Felsens über der Hochwassermarke erbarmungslos Pflastersteine auf sie hinabregnen ließen. Und so ereilte sie der Tod, immer zwölf auf einen Schlag.

Jene aber, die noch übriggeblieben waren, sahen sich nach einem Fluchtweg um. Doch da lag zwischen ihnen und dem Festland ein Streifen sehr tiefen Wassers. Also standen sie, wie man so sagt, zwischen dem Rachen des Teufels und dem klaffend aufgerissenen Maul der tiefen, wildwütigen See. So kamen sie allesamt um ihr Leben.

Am nächsten Morgen lagen sechshundert Leichen in der Nähe der Hochwassermarke an der Küste von Omey Island. Keiner begrub sie je. Die Seevögel rissen die Leichen in Stücke, und was die Vögel übrigließen, verrottete und verfaul-

te. Der Gestank war so groß, daß diese Stelle und der Friedhof daneben ›Ola Breana‹ oder ›stinkend wie Öl‹ genannt wurde.

Also kamen Morragh der Große von Aughna Noor und sein zukünftiger Schwiegersohn Clanrichard in einem Gefecht ohne jede Würde um, und dies ist eines der großen unglücklichen Ereignisse, die die Geschichte des Westens vermeldet, denn der sinnlose Tod in der Schlacht ist immer furchtbar, ob einen nun das Maul des Ozeans verschlingt oder die Halbeile glühender Zangen mitten ins Herz treffen.«

›Brian, Brian, musha²‹, sagte ich, ›wo in aller Welt habt Ihr all diese shanachus³ her?‹

›Das ist ein Geschenk der Götter‹, sagte er. Dann trank er noch ein letztes Glas Punsch, zog sich aus, kroch in seine Kojе und war augenblicklich eingeschlafen.«

2 Ausruf der Verwunderung

3 ›Geschichten‹

Gearoidh Jarla

Der berühmte irische Held Gearoidh Jarla¹ wohnte in einem prächtigen Schlosse bei Mullaghmast, von wo aus er seine Feldzüge gegen die räuberischen Engländer ins Werk setzte. Er war nicht allein ein tapferer Feldherr, sondern auch ein tüchtiger Zauberer und konnte sich in irgendeine Gestalt verwandeln.

Da seine Frau um seine Geheimnisse wusste, äußerte sie eines Tages den Wunsch, ihn einmal als Vogel zu sehen. Doch er hatte dazu keine rechte Lust und sagte zu ihr: »Wenn du dich während meiner Verzauberung nur im Gerینگsten fürchtest, so muss ich die betreffende Gestalt so lange behalten, bis drei Generationen im Grabe liegen.«

»Fürchten?«, erwiderte sie. »Nein, da müsste ich nicht die Frau von Gearoidh Jarla sein!«

Als sie nun eines Abends traulich im Zimmer beisamensaßen, lispelte er einen Zauberspruch leise vor sich hin, wonach er plötzlich vor ihren Augen verschwand. Doch bald darnach flog ihr ein wunderschöner Goldfinke auf die Schultern und sang so schön, wie sie nie zuvor gehört hatte. Dann hüpfte er in ihren Schoß und tat, als schliefe er, doch als sie ihn lieblosen wollte, flog er fort, und zwar zum offenen Fenster hinaus. Kurz darnach aber kam er wieder und hinter ihm drein ein großer Habicht. Darüber erschrak nun die Frau so sehr, dass sie laut aufschrie. Ihr Schreck war jedoch überflüssig; denn der Habicht flog mit solcher Wucht gegen eine Tischkante, dass er zerschmettert zu Boden fiel. Als sie nach dem geliebten Goldfinken sehen wollte, fand sie zu ihrem größten Leidwesen, dass er verschwunden war.

1 Earl Gerald

Seit dieser Zeit reitet Gearoidh Jarla alle sieben Jahre einmal durch sein Land, und wenn die einen Zoll dicken silbernen Hufeisen seines Rappen so dünn wie ein Katzenohr geworden sind, wird er wieder zur alten Macht gelangen und die Engländer aus Irland vertreiben. Seine Krieger schlafen im Berge von Mullaghmast; ihre Pferde sind gesattelt und gezäumt, und wenn einstens eines Müllers Sohn mit sechs Fingern an jeder Hand geboren wird, werden sie wiehern und ihre Herren zum Kampfe erwecken.



Anhang

Zu dieser Ausgabe

Die Orthographie wurde modernisiert; bewahrt wurden Schreibeigentümlichkeiten der Übersetzer. Insbesondere wurde die Interpunktion bei wörtlicher Rede modernisiert. Der Lautstand wurde gewahrt, sodass sich Schreibweisen je nach Alter und Art der zugrundeliegenden Quelltexte unterscheiden, etwa bei »darnach« bzw. »danach«. Gesperrte Passagen werden kursiv dargestellt.

Die Wiedergabe der irischen Wörter und Namen orientiert sich an den englischen Originalausgaben, aus denen die Texte stammen. Übersetzungsfehler wurden nach den englischen Originalen korrigiert, das betrifft die Märchen *Der verwünschte Keller*, *Die Bekenntnisse des Thomas Bourke*, *Der Schuhmacher, Herr und Diener* sowie *Der König mit den Pferdeohren*.

Verzeichnis der Texte und Druckvorlagen

Von großen Helden der Vorzeit

- Fionns Jugend* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 32 f.
Die Königin von Sciana Breaca – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 33–35.
Conan in Ceash – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 35 f.
Oisins Jugend – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 37 f.
Diarmuid und Grainne – Ernst Tegethoff: Märchen, Schwänke und Fabeln. München 1925. S. 66–75.
Oisins Greisenalter – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 39 f.

Von geheimnisvollen Elfen

- Die verwandelten Elfen* – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 69–74.
Jim Doyle im Elfenpalast – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 9 f.
Die Brauerei von Eierschalen – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 39–42.
Fingerhütchen – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 23–28.
Das weiße Kalb – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 17–21.

Von Drachen, Riesen und Kobolden

- Die Legende von Loch na Piasta* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 40 f.
Fann Mac Cuil und der schottische Riese – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 29–31.
Der Mann in dem Ziegenfelle – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 91–96.
Das Feld mit Hagebuchen – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 91–94.
Der Schuhmacher – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 82–84.

- Der verwünschte Keller* – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 75–81.
- Die Flasche* – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 44–54.
- Herr und Diener* – Thomas Crofton Croker: Irische Elfenmärchen. Übers. von den Brüdern Grimm. Frankfurt a. M. 1966. S. 84–91.

Von Glück und Zaubermelodien

- Die Wundermelodie* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 66–68.
- Die Nixe von Gollerus* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 63–66.
- Die goldene Schlafnadel* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 102–105.
- Königliche Lehren* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 71–73.
- Jack und seine Kameraden* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 107–113.
- Die drei Schwestern* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 83–85.
- Die dankbaren Tiere* – Irischer Zaubergarten. Märchen, Sagen und Geschichten von der Grünen Insel. Düsseldorf/Köln 1979. S. 126–130. – © 2004 Diederichs, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.
- Jack der Herr und Jack der Knecht* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 75–81.

Von verwunschenen Königen

- Der König mit den Pferdeohren* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 42–45.
- Der kluge Baumeister* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 73–75.
- Der braune Bär von Norwegen* – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 86–91.
- Der Königssohn in Erin und der König der Grünen Insel* – Ursula Clemen: Irische Märchen. München 1971. S. 39–51. – © 1971 Cornelsen Verlag GmbH (Artemis & Winkler).

Die böse Stiefmutter – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 96–100.

Der Tribut des Königs O'Toole – Irischer Zaubergarten. Märchen, Sagen und Geschichten von der Grünen Insel. Übers. und hrsg. von Frederik Hetmann. Düsseldorf/Köln 1979. S. 267–272. – © 2004 Diederichs, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.

Gearoidh Jarla – Karl Knortz: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 26.

Die den Kapiteln vorangestellten Mottos stammen aus:

Von großen Helden der Vorzeit – Ancient Irish Tales. Hrsg. von Tom Peete Cross und Clark Harris Slover. London [u. a.] 1936. S. 361.

Von geheimnisvollen Elfen – Anastasius Grün: Ein Märchenerzähler in Irland. In: A. G.: Gesammelte Werke. Bd. 1. Berlin 1907. S. 298.

Von Drachen, Riesen und Kobolden – Karl Knortz: Des Priesters Abendessen. In: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 48.

Von Glück und Zaubermelodien – Georg Weerth: Sämtliche Werke in fünf Bänden. Bd. 1: Gedichte. Berlin 1956. S. 209. / Karl Knortz: Das Schloss der Ungewissheit. In: Irländische Märchen. Zürich 1886. S. 17.

Von verwunschenen Königen – Eduard Mörike: Sämtliche Werke. Bd. 1. München 1967. S. 698.

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20732
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Philipp Reclam jun. Verlag GmbH
Umschlagabbildung: FinePic®
Umschlagmaterial: PEYVIDA puro 270 g/m², peyer graphic gmbh
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2023
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-020732-1

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



